

Deutsche Arbeitsgemeinschaft
für Jugend- und Eheberatung e.V.

Von einer Idee über Gewalt zur Gewalt einer Idee

**Beratung im Horizont von
Gewalterfahrung**

Informationsrundschriften
Nr. 206 Juli 2003

DAJEB

Inhaltsverzeichnis

Dr. Stefan Schumacher:	Zu diesem Heft	2
Dr. Traugott U. Schall:	Zum Gedenken an Alfred Ziegner	3
Dieter Schmoll	Prävention ausbauen und die Folgekosten der Gewalt reduzieren	4
Dr. Stefan Schumacher:	Strukturen zwischenmenschlicher Gewalt	7
Berend Groeneveld:	Zur Problematik von Provokation und Gewalt in Partnerschaft und Familie	13
Christoph Krämer:	Gewalt in vieler Beziehung	27
Kinderschutz-Zentrum Berlin e.V.	Hilfen bei Kindesmisshandlungen	31
Marion-Vera Eckey	Arbeit mit traumatisierten Klientinnen in der Beratung	56
Dieter Schmoll	Methoden der therapeutischen Arbeit mit gewalttätigen Männern	65
Dr. Stefan Schumacher:	Buchbesprechung Marshall B. Rosenberg, <i>Gewaltfreie Kommunikation</i>	82

Zu diesem Heft

Liebe Leserinnen und Leser,

"Wer dem Geringsten Gewalt tut, lästert dessen Schöpfer" Der Titel aus den alttestamentlichen Sprüchen (14, 3thyn1) hatte mich seinerzeit inspiriert ein Themenheft zu Fragen der Gewalt in Beratungskontexten zusammenzustellen.

Gewalt scheint mir in gesellschaftlichen Lebenszusammenhängen als unvermeidbares Übel geduldet zu sein - sei es als letztes Mittel politischer Handlungsmacht, als kommerzielle Quotengröße der Unterhaltungsbranche oder als wirtschaftsdynamisches "muss" einer Überlebensstrategie. Gesellschaftlich verpönt ist sie dagegen zunehmend in zwischenmenschlichen und familiären Zusammenhängen.

Allerdings sind zwischenmenschliche Gewaltstrukturen - seien sie physisch, psychisch, verbal, nonverbal, gegen sich oder andere gerichtet - ein allgegenwärtiges Phänomen. Sie werden nicht offen diskutiert, sondern eher bagatellisiert oder bestenfalls "gut erklärt": "Er ist nur gewalttätig, weil er so oft trinkt..." habe ich kürzlich erst wieder vernommen; oder: "Sie hat eben ein zu geringes Selbstbewusstsein. Deshalb flippt sie immer aus...".

Ich denke, dass Gewaltprävention und Gewalteinämmung mehrerer Wahrnehmungsebenen bedarf, um ihre Wirkung zu entfalten:

1. Gewalt sollte als Ursprungsphänomen und nicht als "Nebenwirkung" gekennzeichnet werden.
2. Gewalt oder Gewaltlosigkeit hat mit Lernen zu tun.
3. Gewalt zeigt sich nicht erst im Handeln, sondern bereits im Denken und Empfinden.
4. Bei der Thematik Gewalt bin ich immer auch selbst betroffen. Eine unbeteiligte/unbetroffene Perspektive gibt es nicht.

Die folgenden Artikel sollen dazu beitragen, Strukturen zwischenmenschlicher Gewalt zu reflektieren und aus unterschiedlichen Perspektiven Wege aus der Gewalt und Gewalterfahrung beschreiten.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie für Ihren Beratungsalltag Anregungen finden, einer Idee der Gewalt die Gewalt der Idee entgegenzusetzen.

Mit besten Grüßen,

Stefan Schumacher

Zum Gedenken an Alfred Ziegner

Den jüngeren und "späteren" Mitgliedern wird der Name vielleicht wenig bedeuten. Und das ist nicht verwunderlich. Begann Alfred Ziegner seine Karriere in der DAJEB doch im Jahr 1959. Da waren manche der jüngeren Mitglieder noch in den sprichwörtlichen Windeln - oder gar nicht geboren.

Pfarrer Alfred Ziegner begann seine Arbeit in der DAJEB mit der 10. Jahrestagung in Detmold und blieb ihr treu, aktiv in der Arbeit oder als aufmerksames Mitglied. 1962 wurde er in den Vorstand gewählt und blieb bis 1982 in diesem Amt. In einer Art Wachwechsel - Ulrich Jentsch wurde Präsident und drei jüngere Psychologen wurden in den Vorstand gewählt - schied er aus dem Vorstand aus. Es hat ihn lange geschmerzt, dass er nicht wieder gewählt wurde.

Alfred Ziegners Name ist eng mit den "Bochumer Kontaktgesprächen" verbunden. Er unternahm es damals, Journalisten aus Presse und Rundfunk mit Ehe-, Familien- und Lebensberatern zusammenzuführen. Regelmäßig fanden solche Begegnungen unter seiner Moderation in Bochum statt. Er hat damit die Anliegen des Verbandes in die Massenmedien hineingetragen - ein immer schwerer werdendes Vorhaben.

Altpräsident Ulrich Jentsch schrieb 1982: "Das Werk endet mit der Person, die es geprägt hat - einmalig und unersetzbar." So war es. Mit der aktiven Vorstandsarbeit von Alfred Ziegner hörten auch die Kontaktgespräche auf. Beratungsarbeit begann, sich anders in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Alfred Ziegner blieb der Arbeit des Verbandes durch manche Rezensionen im DAJEB-Info treu.

Er hat an unserem Verband erklecklich mitgebaut. Wir Jüngeren profitieren auch von dem, was er und seine Generation erarbeitet hat. Wer ihn noch kannte, wird sich seiner erinnern. Wir alle schulden ihm Dank.

Resquiat in pace!

Dr. Traugott U. Schall

Prävention ausbauen und die Folgekosten der Gewalt reduzieren

Die Frage nach den Auswirkungen von Gewalt ruft meist Erinnerungen und Bilder an persönliche Schicksale wach. Gewalterfahrungen begleiten Betroffene oft das ganze Leben lang. Sie sind Mitgestalter für Beziehungen und Kontakte zu anderen Menschen.

Die Diskussion um körperliche Gewalt im familiären Nahraum der vergangenen Jahrzehnte konzentrierte sich überwiegend auf diese psychischen Folgen für die Opfer, zumeist Frauen und Kinder. Der Aspekt der gesundheitlichen Beeinträchtigung durch Gewalt verblieb hingegen oft im Hintergrund, ebenso wie der volkswirtschaftliche Schaden, der durch häusliche Gewalt verursacht wird. Dieser Beitrag soll daher auf die sozioökonomischen Kosten von Gewalt fokussieren und das Einsparungspotential mittels Gewaltprävention aufzeigen, auch wenn unsere Arbeit (an der Männerberatung Wien) zur Eindämmung männlicher Gewalt nicht primär von diesen Aspekten motiviert ist.

Erst in den letzten Jahren versuchen Institutionen, die Folgen häuslicher Gewalt in Zahlen zu fassen. Nach Schätzungen der Weltbank verlieren in Industrieländern von Gewalt betroffene Frauen im Alter zwischen 15 und 44 Jahren rund eines von fünf gesunden Lebensjahren. Untersuchungen zufolge ist der Gesundheitszustand weiblicher Gewaltopfer auch langfristig verhältnismäßig schlechter. Die betroffenen Frauen erkranken häufiger und zeigen häufiger gesundheitsgefährdendes Verhalten. Die Kosten für medizinische Versorgung ist bei Gewaltopfern mehr als doppelt so hoch als der durchschnittliche Bedarf.

In Kanada wurde versucht, den durch häusliche Gewalt verursachten volkswirtschaftlichen Schaden zu beziffern. Demnach betragen die jährlichen Kosten eine Milliarde US-Dollar, etwa ein Prozent des Bruttoinlandproduktes. In Deutschland schätzt die Arbeitsgemeinschaft "Männer und Geschlechterforschung" (Berlin) die Folgekosten von Männergewalt auf etwa 29 Milliarden Mark pro Jahr.

Ich möchte diese Zahlen mit einigen Beispielen illustrieren, die mir aus meiner langjährigen Arbeit in der Kinder- und Jugendwohlfahrt wie auch der Männerarbeit bekannt sind. So fallen Kosten an für:

- medizinische und psychologische Betreuung von misshandelten Kindern, zuweilen auch langjährige Fremdunterbringungen (bei Pflegeeltern, in Wohngemeinschaften und Heimen);
- medizinische Versorgung und Betreuung von Frauen (z. B. in Frauenhäusern);
- Verdienstausfall, Kündigung, Verlust der Wohnung der gewaltbetroffenen Person;
- Einsätze, Verwaltung der Exekutive (Polizei, Gendarmerie). In Österreich erfolgt jeder 4. Einsatz der Exekutive aufgrund von familiärer Gewalt;
- Justizsystem: Gerichtsverhandlungen, Inhaftierung. Ein Strafgefangener kostet in Österreich täglich rund EUR 72,67, also EUR 2.180.- im Monat an Steuergeldern.
- Unterstützungen für gewaltausübende Personen, die ihre Wohnung oder Arbeit verlieren (Arbeitslosengeld, Sozialhilfe)
- uneinbringbare Unterhaltszahlungen für Frauen und Kinder.

Die Liste ließe sich um ein Vielfaches erweitern. Somit müsste deutlich sein, dass von den Folgen familiärer Gewalt **alle** betroffen sind und die Eindämmung von Gewalt im Interesse der Allgemeinheit liegt.

Gewaltprävention im Kontext der familiären Gewalt heißt in den allermeisten Fällen, Männer davon abzuhalten, Gewalt gegen Frauen und Kinder auszuüben, bzw. sie davon abzuhalten, ein weiteres Mal die Partnerin oder die Kinder zu bedrohen, zu verletzen oder sonstwie in ihrer körperlichen Integrität zu gefährden.

Dies Ziel ist bekannter weise schwer zu erreichen, handelt es sich doch (auch kriminalstatistisch) bei Gewalt im familiären Kontext um **das** Wiederholungsdelikt schlechthin. Gewalt wird von Männern nicht nur einmal – etwa infolge eines Konfliktes – ausgeübt, sondern wiederholt (mit steigender Häufigkeit und wachsendem Schweregrad), sowohl in der aktuellen Beziehung, als auch in weiteren Beziehungen.

Offenbar sind Gesetze (trotz ihrer wichtigen normverdeutlichenden Wirkung) und auch die Verurteilung zu wenig, den Mann von neuerlicher Gewaltausübung abzuhalten. Deshalb arbeitet die Männerberatung seit vielen Jahren mit gewalttätigen Männern, mit dem Ziel, diesen Kreislauf zu durchbrechen, indem der akuten Gefahr neuerlicher Gewalt entgegengewirkt wird. Zudem soll mittel- und langfristig eine Veränderung dahingehend hergestellt werden, dass der Klient seinem Verhalten Grenzen zieht, anstatt andere in ihrer Integrität zu bedrohen und zu verletzen.

Im Jahr 1999 hat die Männerberatung zusätzlich zur Einzelarbeit auch ein Gruppenprogramm geschaffen, das "Trainingsprogramm für Männer zur Beendigung von körperlicher Gewalt in Partnerschaften" (gefördert vom Bundesministerium für Inneres). Programme dieser Art wurden in der Vergangenheit vielfach evaluiert. Eine Auswertung des schottischen Change-Programms (nach dessen Vorbild

¹ Mag. Dieter Schmoll, Psychologe, Psychotherapeut, Dipl.-Sozialarbeiter; Mitarbeiter der Männerberatung Wien, verantwortlich für das "Trainingsprogramm für Männer zur Beendigung von körperlicher Gewalt in Partnerschaften", Einzel- und Gruppenarbeit in Justizanstalten, Lehrtätigkeit an Sozialakademien, Propädeutika- und Erwachsenenbildungseinrichtungen.

unser Trainingsprogramm durchgeführt wird) ergibt, dass nach einer Verurteilung bei Maßnahmen wie Geldbußen nach drei Monaten in rund 60% der Fälle erneut Gewalt ausgeübt wurde, nach 12 Monaten verübten nahezu 80% der Verurteilten neuerliche Gewalttaten. Bei der Zuweisung zu einer Maßnahme, in der der Gewaltausübende mit seinem Verhalten konfrontiert und der Ausstieg aus der Gewalt gelernt wird, liegt die Rückfallhäufigkeit innerhalb eines Jahres hingegen bei rund 30%.

Es erscheint daher als sozialpolitische Notwendigkeit, bestehende Instrumente (Zuweisung durch Gerichte, Staatsanwaltschaft) zu nutzen bzw. neue zu schaffen (z. B. verpflichtende Gespräche nach einer Wegweisung), um Gewaltprävention noch effektiver zu gestalten.

Es wäre jedoch naiv, anzunehmen, dass eine möglichst hohe Zuweisungsrate an Trainingsprogramme das Problem der Gewaltausübung durch Männer beenden könnte. Zudem wirken Maßnahmen wie Kursprogramme, Betretungsverbot, Inhaftierung nur sekundärpräventiv, d. h. nach verursachtem Leid.

Daher bedarf es auch primärpräventiver Maßnahmen zur Verhinderung von Gewalt. Hier wirkt beispielsweise das von der Gründerinnen der Interventionsstelle gegen Gewalt initiierte Gesetz zum Schutz vor Gewalt in der Familie als ein wichtiges gesellschaftspolitisches Signal.

Die Männerberatung versucht, in der Arbeit mit Buben und männlichen Jugendlichen Rollenvorbilder, die ohne Gewalt auskommen, zu propagieren. Im Vorjahr wurde die in Kanada erfolgreiche White Ribbon Kampagne nach Österreich übernommen. Eine möglichst große Anzahl an Männern soll erreicht werden, die mit dem Tragen der Weißen Schleife (anderen Männern) zeigen, dass sie Gewalt weder tolerieren noch entschuldigen und sich mit Grundwerten wie Respekt und Partnerschaftlichkeit identifizieren. Erst wenn sich diese Haltung unter Männern etabliert, wird sich das Ausmaß an familiärer Gewalt deutlich reduzieren.

Die mit dem Opferschutz befassten Institutionen haben in den letzten beiden Jahrzehnten viel erreicht. Im Bereich der Gewaltprävention besteht jedoch noch ein vielfach ungenütztes Potential. Es bleibt zu hoffen, dass in Zeiten einer Politik des Rechenstiftes nicht an der falschen Stelle gespart wird. Es könnte teuer werden.

Dr. Stefan Schumacher¹

Strukturen zwischenmenschlicher Gewalt - Erfahrungen aus Seelsorge und Beratung

Beratungsarbeit hat es von jeher auch mit unterschiedlichsten Fragen zur Bewältigung von Gewalterfahrungen zu tun. Ausgangspunkt dieser Überlegungen zum Gewaltphänomen in Beratungs- und Seelsorgekontexten bildet das europäische Projekt VOICES (Voluntary Organisation for International Children's teenager's and women's Emergency Service), das 1999 aus dem Haushaltstopf "DAPHNE" der Europäischen Union gesponsert wurde und bei dem ich in Vertretung der Telefonseelsorge als wissenschaftlicher Begleiter teilnehmen konnte. Es ging um die Untersuchung von Gewaltphänomenen gegen Kinder, Jugendliche und Frauen im Bereich von telefonischen Krisenstellen. Die Projektpartner waren Italien, Belgien, Deutschland und die Dachorganisation International Federation Of Telephone Emergency Services (s. auch unter: <http://www.projectvoices.org>).

Die zentrale Aufgabe bestand unter anderem in der Erhebung qualitativer und quantitativer Daten zum Thema Gewalt und der Beobachtung von Gewaltphänomenen. Die Ergebnisse sollten in die Erarbeitung von Weiterbildungsmaßnahmen einfließen und Überlegungen zur Prävention und Vernetzung mit anderen Hilfseinrichtungen in Deutschland ermitteln.

Die Beobachtungen

Die statistischen Untersuchungen aus den Jahresberichten einzelner Länder hatten zunächst ergeben, dass Gewalt nur zu einem relativ geringen Prozentsatz ein Thema in Beratungs- und Seelsorgegesprächen ist (unter 2,3%). Dieses Ergebnis war so überraschend, dass in Deutschland drei qualitative Untersuchungen zusätzlich durchgeführt wurden, um das statistische Ergebnis zu überprüfen.

Die Durchführung von Interviews mit Beraterinnen, Beratern und Mitarbeitenden der Telefonseelsorge sowie die inhaltliche Untersuchung von Gesprächsprotokollen und Fallstudien machte deutlich, dass Gewalt viel häufiger Thema in Gesprächen ist als die statistischen Ergebnisse es zeigen. Bei der stichprobenartigen Auszählung von 150 Gesprächsprotokollen zeigte sich, dass in 29 Fällen Formen der Gewalt Inhalt des Gesprächs waren. Dies sind nahezu 20% der Anrufe. Auch längerfristige Beobachtungen im Nachklang des Projektes bestätigten dies.

Ursachen in den unterschiedlichen Beobachtungen lassen sich mit der selektiven Wahrnehmung von Gewaltsituationen erklären: Die Gesprächsthemen wurden statistisch in unterschiedliche Merkmale eingeteilt - wie beispielsweise "Sucht"; "Partnerschaft"; "Krankheit", oder eben auch "Gewalt". Bei der Analyse der Ge-

¹ Autorenhinweis siehe 2. Umschlagseite

sprächsprotokolle zeigte sich, dass in den genannten 29 Protokollen über die Beschreibung der Gesprächsinhalte Formen von Gewalt erkennbar wurden, auf der Vorderseite jedoch das Item "Gewalt" nur in drei Fällen angekreuzt wurde. In den anderen Fällen wurde statt dem Item "Gewalt" ein anderes Merkmal angekreuzt - zum Beispiel "Familie" oder "Partnerschaft" oder "Sucht". Gewalt im Kontext von Beratungs- und Seelsorgegesprächen wurde augenscheinlich eher unter andere Themenkonstellationen subsummiert.

Aus dieser Beobachtung ließen sich zweierlei Schlussfolgerungen ziehen:

1. Gewalt wird als Thema des Gesprächs zwar emotional wahrgenommen und bei der Protokollierung der Gespräche auch beschrieben. Bei den statistischen Angaben wird jedoch der Gewaltaspekt in den meisten Fällen unter anderen Oberthemen subsummiert und fällt dadurch aus dem Wahrnehmungsbereich heraus. Anders ausgedrückt: Im Rahmen von Beratungs- und Seelsorgegesprächen wird Gewalt als ein "Begleitphänomen" familiärer, partnerschaftlicher oder beruflicher Zusammenhänge wahrgenommen, jedoch nicht als eigene Kategorie, die in den statistischen Angaben ihren Niederschlag findet.
2. Gewaltphänomene sind statistisch nur erfasst, wenn sie offensichtlich im Zentrum des Gesprächs stehen - zum Beispiel bei massiver körperlicher Gewalt oder Vergewaltigung. Diese Gewaltphänomene liegen bei 2% aller Gespräche. Alle anderen Gewaltphänomene, besonders die psychischen Formen von Gewalt sind statistisch nicht erfasst, sondern nur aus den qualitativen Beschreibungen der Gesprächsprotokolle ersichtlich. Nimmt man diese Anzahl hinzu, so ergibt sich eine Quote von etwa 20%, in denen Strukturen zwischenmenschlicher Gewalt beschrieben werden.

Die Strukturen von Gewalt

So unterschiedlich wie die allgemeinen Gesprächsanlässe in Beratung und Seelsorge sind, so unterschiedlich sind auch die Arten der Gewalt, die sich in Beratungsgesprächen, E-Mail-Kontakten oder telefonischen Krisengesprächen erkennen lassen. Es erschien wichtig, im Rahmen jener Studie das Phänomen Gewalt ein wenig genauer zu betrachten und zu systematisieren. Dadurch ließen sich für die Erarbeitung und Durchführung eines Trainings im Umgang mit Gewalt mögliche Handlungs- und Übungsfelder beschreiben. Darüber hinaus ist eine Systematisierung des Gewaltphänomens wichtig für die genauere Wahrnehmung von Gewaltsituationen, was Beratende eher in die Lage versetzt, bewusst und strukturiert vorzugehen.

Grundsätzlich lassen sich zwei Wahrnehmungspositionen bei Gewaltphänomenen unterscheiden: zum einen die inhaltliche Wahrnehmung, d. h. um welche Gewaltform es sich thematisch handelt und wie sie sich ereignet, zum anderen

eine formale Wahrnehmung, d. h. in welchen Strukturen und Wahrnehmungspositionen die Gewalterfahrung beschrieben oder erlebt wird.

1. Die Inhaltliche Wahrnehmung von Gewaltsituationen

Die inhaltliche Form von Gewalt soll zunächst an einigen typischen Beispielen dargestellt werden, wie sie im Beratungsalltag auftreten können:

- Kinder rufen verängstigt an und berichten, dass sie in der Schule von anderen Schülern um Geld und Sachgegenstände erpresst werden.
- Ein Mann kündigt an, dass er nicht weiss, ob er gewalttätig werden wird, wenn ihn seine Frau wieder verbal provoziert.
- Eine Frau erzählt, dass sie als Verkäuferin in einer Ladenkette arbeitet und von ihren Arbeitskolleginnen gemobbt wird um sie so zur Kündigung zu zwingen.
- Ein Angestellter berichtet, dass er von der Geschäftsführung ständig unter Druck gesetzt wird, weil sie erreichen wollen, dass er freiwillig kündigt.
- Ein Junge gesteht, dass er Angst vor einer Mutprobe hat, aber dazu gezwungen wird, um in der Clique dazuzugehören.
- Ein ausländischer Mitbürger traut sich nicht mehr allein auf die Straße, weil er sich vor Fremdenhass fürchtet.
- Eine suizidale Klientin hat sich mit einem Messer selbst aufgeritzt und blutet an mehreren Körperstellen.
- Eine Frau berichtet, dass sie vom Partner bereits drei mal krankenhauserreif geschlagen wurde, aber sie kann sich nicht lösen.
- Eine Frau wird beim Sex grün und blau geschlagen, aber sie liebt ihn.
- Eine Klientin wurde vom Vater missbraucht. Sie ist magersüchtig und suizidal.
- Ein Mann droht damit, seine Frau zu erschlagen, wenn sie sich von ihm trennt. Sie tut es nicht, u. a., weil er reich ist und sie dadurch luxuriös lebt.
- Eine Frau, die sich von ihrem Partner getrennt hat, wird von ihm bedroht, so dass sie sich nicht mehr vor die Tür traut.
- Eine Frau ist hochschwanger und wird von den Schwiegereltern gemobbt. Der Mann unterstützt sie nicht, sondern beschwichtigt.
- Der Partner einer schwangeren Frau verlangt, dass sie das Kind abtreibt und setzt sie psychisch unter Druck.
- Die Eltern einer Frau machen der Klientin Druck ihren Partner zu verlassen, weil der nicht erfolgreich im Beruf ist.
- Kinder flüchten auf die Straße und rufen aus der Telefonzelle an, weil die Eltern sich prügeln. Sie haben Angst.

- Vor der Zeugnisausgabe haben Kinder Angst vor Prügel wegen schlechten Noten und wollen nicht mehr nach Hause.
- Eine Mutter von 2 Kindern will nicht, dass die Kinder zum Großvater gehen, weil er sie selbst früher sexuell belästigt hatte.
- Eine Frau glaubt, das ihr Mann vom Vater missbraucht wurde. Der Mann wehrt das ab. Der Vater will unbedingt das Enkelkind für ein Wochenende haben. Die Frau hat Angst vor möglichem Missbrauch.
- Verbale Gewalt am Telefon gegenüber der Diensthabenden: Wenn Sie mir nicht sagen, was ich tun soll, dann passiert etwas Schlimmes.

Über die Auswertung der Gesprächsanlässe lassen sich unterschiedliche Gewaltphänomene unterscheiden, die angesprochen bzw. wahrnehmbar werden:

1. Gewalt kann sich gegen sich selbst oder gegen andere Menschen richten.
2. Gewalt kann Männer, Frauen oder Kinder als "Täter" oder "Opfer" betreffen.
3. Gewalt kann im innerfamiliären oder ausserfamiliären Bereich stattfinden.
4. Gewalt kann physischer oder psychischer Art sein.
5. Gewalt kann unterschiedliche Ausprägungen haben: status-orientiert; macht-orientiert, sexuell-orientiert.
6. Gewalt kann sich zwischen Individuen und oder Gruppen abspielen.
7. Gewalt kann sich zwischen Ratsuchenden und Beratenden abspielen bzw. reproduzieren.

2. Die formale Wahrnehmung von Gewaltsituationen

Die geschilderten Gewaltphänomene lassen sich in einem zweiten Schritt auf sechs unterschiedlichen strukturellen Ebenen beschreiben. Diese formalen Ebenen können helfen, die Situation besser zu analysieren und mögliche nächste Schritte abzuleiten:

- Die erste Ebene betrifft die Zeiteinordnung (Wann?): Handelt es sich um eine Gewalterfahrung (Vergangenheit), um ein aktuelles Gewaltgeschehen (Gegenwart) oder um eine Gewaltankündigung oder Gewaltbefürchtung (Zukunft). Die zeitliche Einordnung der Gewaltsituation ist wichtig für die Dringlichkeitsfrage, was Intervention oder Veränderung angeht.
- Die zweite Ebene betrifft die Umgebung (Wo?). Jede Gewaltsituation findet in einer bestimmten Situation, an einem bestimmten Ort und in einem konkreten Kontext statt (z. B. im Beruf, zu Hause, in der Schule, während des Beischlafs usw.). An dieser Stelle lässt sich die kontexturale Betroffenheit des oder der Ratsuchenden einschätzen.
- Die dritte Ebene betrifft die Gewaltstrategien (Wie). Über diese Ebene lässt sich erkennen, auf welche Weise Gewalt ausgeübt wird, mit welchen Mitteln,

durch welche Ausprägung. Hier lässt sich auch erkennen, wie ein Gewaltanwender vorgeht und wie sich die betroffene Person verhält (Interaktionsmuster).

- Die vierte Ebene betrifft die Überzeugungen und Werte, die im Zusammenhang mit Gewalt eine Rolle spielen (Warum?). Welche Motive hat der Gewaltanwender oder die Täterin? Welche Funktion soll Gewaltanwendung erfüllen? Was glaubt die von Gewalt betroffene Person über die Gewaltsituation oder die gewalttätige Person. Welche innere Haltung nehmen die Beteiligten in der Situation ein?
- Die fünfte Ebene beschreibt das Selbstbild des Täters und des Opfers (Wer?). Welche Identität nehmen die Betroffenen in der Situation ein. Als was definieren sich die beteiligten Personen oder Gruppen? (Opfer-Täter? Gewinner-Verlierer? Gut-Böse? Recht-Unrecht? - ich kann es mir an dieser Stelle nicht verkneifen an die "Achse des Bösen" zu erinnern).
- Die sechste Ebene beschreibt die Zugehörigkeit zu der geschilderten Gewaltsituation (Wozu?). Wie ordnet sich die Person in die geschilderte Handlung ein: als Betroffene, als Gegenüber, als Beobachterin? Welche stabilisierenden Mechanismen gibt es im sozialen Kontext?

Werden alle unterschiedlichen Wahrnehmungsebenen analysiert und die konkreten Phänomene in die Wahrnehmungspositionen integriert, entsteht ein situationsspezifisches Bild von der Gewaltstruktur, ihrer "inneren Logik" und Systemstabilität. Die Unterscheidung jener Ebenen zeigt zum einen die Vielschichtigkeit von Gewaltphänomenen und sie erlaubt für jede Gewaltsituation spezifische Perspektiven oder Blickwinkel einzunehmen. Angesichts der Komplexität macht es Sinn, die Gewaltthematik in Beratungssettings stärker als bislang zu berücksichtigen.

Beurteilung des Gewaltphänomens aus den Beobachtungen der Studie

Die statistischen Auswertungen haben gezeigt, dass Gewalt als direktes Thema nur geringfügig Inhalt von Gesprächen zu sein scheint. Der Schein trügt jedoch. Qualitative Stichproben aus Gesprächsprotokollen zeigen, dass Gewalt in über 20% der Gespräche eine Rolle spielt. Parallel dazu zeigen die Statistiken des deutschen Kinder- und Jugendtelefons, dass bereits Kinder und Jugendliche vielfachen Formen von Gewalt ausgesetzt sind. Bei Jungen sind es vor allem Gewalterfahrungen im Zusammenhang mit Machtausübung: Prügeleien, Erpressung, Mutproben im Zusammenhang mit Gewalttätigkeiten etc. Mädchen sind besonders Formen sexueller Gewalt ausgesetzt. Auch wenn das Daphne Projekt seinen Gewaltschwerpunkt auf Frauen und Kinder - speziell Mädchen ausgerichtet hat, so ist es uns doch wichtig an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass Männer und Jungen gleichfalls in großem Umfang von Gewalterfahrungen betroffen sind.

Alle Formen von Gewaltausübung bedingen eine Abwertung der Würde und Unantastbarkeit der Person. Sie setzen den Respekt und die Achtung des menschlichen Individuums herab. Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen verursachen Ohnmachtsgefühle und Ängste. Die Stärkung des eigenen Selbstwerts wird in vielen Fällen durch Gegengewalt auszugleichen versucht oder Ohnmacht und Angst führen in eine innere wie äußere Abschottung. So etabliert sich die Anwendung oder das Erdulden von Gewalt als Teil des menschlichen Daseins und reguliert mancherlei Formen der sozialen Zugehörigkeit. Gewalt und Gewalterfahrung wird zunehmend nicht mehr bewusst wahrgenommen, weil sie zu einem Teil automatisierter Verhaltensstrategien wird. Die Strategien und Reaktionen im Umgang mit Gewalt entsprechen den eigenen Erfahrungen kindlicher und jugendlicher Sozialisation.

Die erlernten Verhaltensstrategien der Gewaltausübung lassen sich im Erwachsenenalter in unterschiedlichen Kontexten wiederfinden: in Familien gegenüber dem Ehepartner, den Kindern, den Eltern. In beruflichen Situationen durch Mobbing. In gesellschaftlichen Zusammenhängen durch psychische oder physische Diskriminierung von Minderheiten. In wirtschaftlichen Segmenten durch feindliche Übernahmen von Konzernen. In politischen Ebenen durch Korruption. Bei internationalen Auseinandersetzungen durch den "gerechten" oder "gerechtfertigten" Krieg. In religiösen Strukturen durch Androhung von göttlicher Strafe oder gottgewollter Opferbereitschaft.

In allen Fällen bildet Gewalt den Motor und die Antriebskraft. Damit jene Muster gewaltsamer Auseinandersetzung ausgeübt werden können, braucht es sowohl auf der sogenannten Täterseite - und Opferseite bestimmte innere Grundzustände, die eine Gewaltsituation stabilisieren: Unserer Beobachtung nach haben wir es auf Täterseite mit dem Phänomen eines verminderten Selbstwertgefühls zu tun, gekoppelt mit einem Bedürfnis nach Machtausübung oder Beherrschung. Die geringe Selbstachtung korrespondiert mit einer geringen Achtung des Gegenübers und erzeugt so die Gewalthandlung. Auf Opferseite entstehen in Gewaltsituationen Empfindungen von Ohnmacht, Hilflosigkeit, Starre, Angst und Bewegungslosigkeit aber auch Scham- und Schuldgefühle. Das Wechselspiel von Macht und Ohnmacht und der geringen Selbst- bzw. Fremdaachtung in Verbindung mit Schuldgefühlen und Scham führen in eine zunehmende Isolation und Tabuisierung von Gewaltsystemen. Gewalt wird als Mechanismus nicht mehr wahrgenommen, nicht benannt, verdrängt oder verschleiert. Typische und häufig gerade auch widersprüchlich oder paradox wirkende Aussagen von Gewaltbetroffenen in Beratungssettings machen das deutlich:

- Warum gerade ich? Er wird sich noch ändern.
- Bin ich schuld? Ich liebe ihn doch.
- Was denken die anderen? ... Bin ich keine gute Ehefrau gewesen?
- Ich schäme mich so. Die anderen können das sicher nicht verstehen.
- Es kann mir eh niemand helfen. ... Ich halte das nicht länger aus.
- So schlimm ist es doch gar nicht. Das lasse ich mir nicht länger gefallen.

- Woanders geht es auch nicht besser zu. Soll ich ihn anzeigen?
- Ich bin wütend und traurig zugleich. Wie lässt sich das alles in Worte fassen?

Einen Ausweg aus Gewaltsituationen gibt es dennoch: Es ist wichtig, daß Betroffene mit ihren zwiespältigen Gefühlen nicht alleine bleiben. Der erste Schritt aus der Gewalt ist, das Gespräch mit vertrauensvollen Menschen zu suchen. Doch gerade hier liegt das Problem: Wir Menschen neigen zur Tabuisierung von Gewalt. Daher machen viele Betroffene die Erfahrung, dass ihre Erlebnisse für unglaubwürdig gehalten werden, bagatellisiert oder verharmlost werden oder vorschnelle unangemessene Ratschläge erteilt werden. So geraten Betroffene noch mehr in ihre Isolation und Hoffnungslosigkeit.

Die Angebote von Beratung und Seelsorge können für Menschen in Gewaltsituationen eine wichtige Anlaufstelle sein - der Annahme, Begleitung und Veränderung. Voraussetzung ist ein offener, bewusster und enttabuisierter Umgang mit Gewaltphänomenen.

Berend Groeneveld¹

Zur Problematik von Provokation und Gewalt in Partnerschaft und Familie

1. Vorbemerkungen
2. Spontanreaktionen von Fachleuten bei Gewaltschilderungen
3. Definitionsversuche von Gewalt / Definitionen zur familialen Gewalt
4. Formen und Verbreitung familialer Gewalt
5. Zur Dynamik von Gewaltprozessen in Paar- und Familiensystemen
6. Besondere Phänomene bei Gewalt im Familien
 - Kreislauf der Gewalt
 - Kette der Gewalt
 - Spirale der Gewalt
7. Zur Beratungspraxis bei Gewaltprozessen

¹ Autorenhinweis siehe 2. Umschlagseite

- 7.1. Was leistet Beratung allgemein gegen Gewalt in Familien?
- 7.2. Differenzierungsraster von Beziehungsformen nach T. Bauriedl
- 7.3. Projekte, die mit Gewaltfamilien arbeiten
 - Kieler Packhaus (Schwerpunkt Tätertherapie)
 - Opferhilfe Hamburg (Schwerpunkt Opferbegleitung)
 - Berliner Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt

1. Vorbemerkungen

Der Gewaltbegriff ist derzeit eine Chiffre für die unterschiedlichsten Probleme in verschiedensten Erfahrungsbereichen. Auf der Ebene der privaten Beziehungen nehmen wir Probleme wie sexuellen Missbrauch und Misshandlung von Kindern, Handgreiflichkeiten zwischen Partnern, Gewalt gegen alte Menschen in der Familie, aber auch die Verrohung der Sprache von jugendlichen Familienmitgliedern als Gewaltescheinungen wahr. Auf gesellschaftlicher Ebene werden so unterschiedliche Phänomene wie Fragen der Gewaltdarstellung in den Medien, der Zunahme von organisierter Kriminalität, der rechts- und linksradikalen Gewalttaten, der Ausländerfeindlichkeit oder der Aufarbeitung der Folgen des Nationalsozialismus oder der SED-Diktatur als Gewaltprobleme umschrieben.

Manche Journalisten, Wissenschaftler oder Autoren sehen selbst in ungelösten Umweltfragen (Umgang mit Lebensbedingungen unserer Nachkommen) und sozialen Ungerechtigkeiten (sogen. strukturelle Gewalt) Anzeichen einer zunehmenden globalen Gewalteskalation.

Die Vielzahl und Unterschiedlichkeit der Gewaltbegriffe, mit denen operiert wird, macht die politische, akademische und öffentliche Verständigung über Fragen konkreter Gewaltescheinungen schwierig, manchmal vielleicht sogar unmöglich.

Beratungsarbeit hat es von jeher auch mit unterschiedlichsten Fragen zur Bewältigung von Gewalterfahrungen zu tun. Klassische Anliegen der Ratsuchenden waren in der Vergangenheit:

- Opfer krimineller Taten (Vergewaltigung, Ermordung/Totschlag eines Familienmitgliedes)
- Kriegserfahrungen, politische Verfolgung
- gewaltsamer Tod (z. B. durch Unfall oder im Straßenverkehr)
- Gewalt von Mitschülern, Nachbarn, Kollegen (Mobbing)
- familiäre Gewalt
- sexueller Kindesmissbrauch
- Gewalterfahrungen im Dienst und in der Arbeit (z. B. Polizisten, JVA-Beamte)
- Eltern von Kindern in Jugendsekten oder rechtsextremistischen Gruppen
- Gewaltfragen in Zusammenhang mit der Medienerziehung in Familie und Schule.

Das Gewaltproblem im sozialen Nahbereich als Gewalt in Ehe und Partnerschaft oder Gewalt gegen Kinder ist durchaus kein neues Problem.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren Züchtigungsrecht und Prügelstrafe ein juristisch unangefochtenes "Privileg" des Mannes gegenüber seiner Ehefrau und der Eltern bzw. Lehrer gegenüber ihren minderjährigen Kindern bzw. ihren Schülern.

Die Problematisierung familialer Gewaltstrukturen korrespondiert mit der zunehmenden globalen Sensibilisierung und Ächtung von Gewalt in Rechtssystemen und politischen Organen.

2. Spontanreaktionen von Fachleuten bei Gewaltschilderungen

- Verunsicherung in der Wahrnehmung und im Handeln
- Bedrohung des eigenen seelischen Gleichgewichtes
- Unsicherheiten aufgrund mangelnder Information über Hintergründe von Gewalt sowie über angemessenen Umgang damit
- Konfrontation mit eigenen Einstellungen zur Gewalt, eigenen Erfahrungen von Gewalt
- Das Thema Gewalt ist hochgradig schambesetzt: --> Neigung zur Tabuisierung (leise Andeutungen werden überhört, krasse Töne verdrängt, möglichst "schnell wieder gut")

Fazit: hoher Bedarf an angeleiteter Auseinandersetzung mit diesem Thema

3. Definitionsversuche

- Es gibt kein einheitliches Verständnis von Gewalt, weder umgangssprachlich im Alltag noch fachtheoretisch im Wissenschaftsdiskurs.
- Der Gewaltbegriff hat im Zivilisationsprozess eine "zunehmend negative moralische Ladung" erfahren: ursprünglich körperliche Angriffe gegen Personen, erweitert auf Angriffe gegen Sachen und schließlich psychische Zwangsmittel sowie Zwangsmerkmale in sozialen Systemen - Umdisposition im Sinne eines Gegenbegriffes zur Freiheit.
- Die Sensibilisierung für Gewalt geht mit einer Entgrenzung des Gewaltbegriffes einher (Gefahr: das Tabu wird verschlissen).
- Psychologisch gesehen ist der Begriff der Gewalt eng verknüpft mit dem Aggressionsbegriff.

Definitionen von Gewalt:

Die kürzeste Version lieferte Heitmeyer (1993): "Gewalt ist, was Opfer schafft".

Gelles u. Straus (zitiert nach Honig, 1990): "Gewalt ist eine Handlung, die mit der Absicht oder mit der perzipierten Absicht ausgeführt wird, eine andere Person körperlich zu verletzen". (Diese Definition betont die subjektive Sicht des Opfers und sieht auch schon das, was das Opfer als körperliche Bedrohung erlebt, als Gewalt an.)

Von kriminologischer Seite wird einer extensiven Verwendung des Gewaltbegriffes große Skepsis entgegengebracht. Die Gutachterkommission der Bundesregierung schränkt den Gewaltbegriff demnach auf ausgeübte oder glaubwürdig angedrohte physische Aggressionen ein.

U. Schneider kritisiert die sehr weiten Definitionen, die über körperliche Beeinträchtigungen hinaus auch die Zufügung seelischer Verletzungen, sexueller Angriffe und Vernachlässigung von Kindern umfassen. "Gewalt in der Familie" soll demnach definiert werden "als eine Handlung, die darauf abzielt, einen Menschen körperlich zu verletzen oder gesundheitlich zu schädigen, mit dem der Angreifer in einer auf gegenseitige Sorge und Unterstützung angelegten intimen Gemeinschaft zusammenlebt." (Schneider, 1990, S.508).

Diese Engfassung des Gewaltbegriffes als die ausgeübte physische Gewalt wird wiederum von Pädagogen und Psychotherapeuten hinterfragt und problematisiert, z. B. P.-A. Albrecht, O. Backes, 1990; von H.-E. Richter, 1990 oder R. Wolff, 1990.

Honig definiert den Gewaltbegriff extensiv und schreibt: "Die therapeutischen und politischen Kodierungen fassen demgegenüber nicht erst die Kindesmisshandlung, sondern schon die körperliche Bestrafung, nicht erst die Vergewaltigung, sondern schon die sexuelle Belästigung, nicht erst die gesundheitliche Beeinträchtigung, sondern schon das Ängstigen, Einsperren, Einschüchtern als Gewalt auf." (M.-S. Honig, 1990, S.147).

Auch Hurrelmann definiert eher extensiv: "Gewalt in der Schule umfasst das gesamte Spektrum von Tätigkeiten und Handlungen, die physische und psychische Schmerzen oder Verletzungen bei den im Bereich der Schule behandelnden Personen zur Folge haben oder die auf die Beschädigung von Gegenständen im schulischen Raum gerichtet sind." (1990, S.163).

Dieser Disput um die Engfassung respektive die Ausweitung des Gewaltbegriffes macht deutlich, dass "Gewalt" keine feststehende Verhaltensklasse beschreibt, sondern letztendlich ein Beurteilungsprädikat darstellt. "Gewaltverhalten" lässt sich nicht einfach beobachten oder registrieren. Es ist vielmehr ein zwischen Akteuren angesiedeltes Prädikat der Beurteilung, das den Interaktionsprozessen zugeschrieben wird und nur innerhalb des sozialen Kontextes analysiert werden kann, in dem die Zuschreibung erfolgt.

Beraterinnen und Berater haben es in der Praxis mit einer Fülle von unterschiedlichen Formen von Gewaltbeziehungen zu tun und es gibt keinen objektiven Kriterienkatalog, der nur abgefragt werden muss, um dann angemessen beraterisch handeln zu können.

4. Formen und Verbreitung familialer Gewalt

Befund: Gewalt ist in Familien außerordentlich verbreitet !

Familie ist nicht nur der Ort, an dem Menschen intensiver als anderenorts Fürsorge und Liebe erfahren, sie ist auch das soziale Gebilde, in dem am häufigsten Unterdrückung und Gewalt erfahren und gelebt wird. "Die größte Gefahr, das Opfer von Gewalt zu werden, <liegt> in der Familie", schreibt Habermehl (1989, S.265) und Kube u. Steffen führen aus: "Tatsächlich scheint Gewalt in Familien außerordentlich weit verbreitet zu sein - so weit, dass sie die Form der Gewalt zu sein scheint, die ein Mensch im Verlauf seines Lebens bei weitem am häufigsten erfährt. Gleichzeitig ist sie die sozial am wenigsten kontrollierte und sowohl in ihrer Häufigkeit wie in ihrer Schwere am stärksten unterschätzte Form der Gewalt." (1990, Bd. I, S.444).

Familiale Gewalt kommt in allen Schichten der Bevölkerung vor.

These: Die Struktur und Funktion der Familie begünstigt gewaltsame Entwicklungen zwischen den Familienmitgliedern.

(1) Zu den Besonderheiten von Familie gehört es, dass sie per definitionem verschiedene Generationen und Geschlechter vereint. Dies begründet einerseits den Reichtum des Familien- und Ehelebens, führt aber auch gleichzeitig zu einer Fülle von Spannungen und Interessenskonflikten.

Insbesondere durch die Auflösung der typischen Geschlechterrollen im Zuge der Frauenemanzipation kommt es gerade in jungen Ehen verstärkt zu heftigen Konflikten der Eltern. Das Paar kann seine Rollenabsprachen weniger von gesellschaftlichen Vorbildern her ableiten oder als gegeben voraussetzen, sondern muss vielmehr im Einzelfall und nach aktueller Familienentwicklungsphase die geltenden Rollenteilungen und Rollenergänzungen selbst aushandeln und festlegen.

Ähnlich verhält es sich im Bereich der Kindererziehung auf dem Hintergrund veränderter Erziehungseinstellungen und -praktiken, die vor allem den Abbau der väterlichen Autorität betreffen.

Während patriarchalische und autoritäre Familienverhältnisse in ihrer Repressivität auch eindeutig und unmissverständlich sind, steigt unter offeneren und freieren Bedingungen auch die Konflikintensität zwischen Kindern und Eltern als Erziehungspartner. Mit dieser Konflikintensität steigt aber auch das Risiko und die Bereitschaft, solche Konflikte gewaltsam lösen zu wollen.

(2) Familienbeziehungen unterliegen einer außerordentlichen Emotionalisierung, die nicht nur im positiven Sinn (Liebe, Treue, Loyalität) greift, sondern sich auch in negativen Formen (Eifersucht, Verrat, Untreue, Hass) zeigt. Diese Emotionalisierung begünstigt das Entstehen von Gewalthandlungen.

(3) In familiären Intimkontakten ist anders als in distanzierteren Sozialbeziehungen der Körperkontakt selbstverständlich. Pflegehandlungen, Zärtlichkeiten und Sexualität finden ihren natürlichen Ausdruck in körperlicher Berührung. Das so durchbrochene Berührungstabu ist damit bei der Vermeidung von Gewalt nicht mehr wirksam, wie etwa in öffentlichen Beziehungen.

(4) Eine erhöhte "primäre Toleranz" gegenüber anfänglichen Formen von Aggressivität ist geradezu ein Zeichen familiärer Intimität. Gerade die Familie ist der gesellschaftlich legitimierte Ort, an dem selbst solche aggressiven Gefühle ausgelebt werden dürfen, die durch Frustrationen in anderen Lebenszusammenhängen, z. B. am Arbeitsplatz, ausgelöst worden sind. Es ist gesellschaftlich mehr toleriert, seinen Ärger am Partner oder den Kinder abzulassen, als dies z. B. gegenüber Kollegen zu tun. Geschwisterliche Gewalt wird in der Familie auch eher geduldet als vergleichbare körperliche Auseinandersetzungen im Kindergarten oder in der Schule.

(5) Von der Familientherapie und Soziologie wird die starke Loyalität bzw. "überdurchschnittliche Hafttiefe" der familiären Bindungen beschrieben. Dieser enge Zusammenhalt erklärt, warum Familienbeziehungen auch dann noch halten, wenn sie "gewalttätig" geworden sind.

(6) Schließlich bringt das Recht auf Privatheit der Familie es im Falle gewaltsamer Konflikte mit sich, dass die Eigendynamik eskalierender Gewalthandlungen nur selten in ihren Anfängen von außen wahrgenommen und gestoppt oder gemildert werden kann.

(7) Zunehmend kritisch diskutiert wird in der Öffentlichkeit und Fachwelt auch, dass bestimmte kulturelle Normen wie das elterliche Züchtigungsrecht gewaltsame Entwicklungen in der Familie begünstigen können.

Verfügbare "harte Daten" über die Verbreitung familialer Gewaltmuster basieren auf der amtlichen Kriminalstatistik, die jedoch nur Einzelphänomene der Gewalt in Familien erfasst, wie schwere Kindesmisshandlung und Misshandlung von Frauen, Vergewaltigung in der Ehe, etc.

Repräsentative Untersuchungen aus den USA: 12.1 % der Ehemänner und 11,6% der Frauen haben im vergangenen Jahr ihren Partner bzw. Ihre Partnerin körperlich attackiert. Hahlweg (1986) schätzt die Dunkelziffer auf 30% bezogen auf den Jahresrückblick und 60% bezogen auf die gesamte Beziehungsdauer. Nur von ca. 15% der Beratungsklienten werden Gewalterfahrungen mit dem Partner auch thematisiert.

Teilweise werden durchgängige geschlechtsspezifische Muster der Gewalt in Familien behauptet in dem Sinne, dass gewaltsame Angriffe innerhalb der Familie vornehmlich von den männlichen Angehörigen verübt würden. Schneider (1990) führt dagegen an, dass bei der Kindesmisshandlung oft Frauen polizeilich in Erscheinung treten und sich ausgeprägte geschlechtsspezifische Gewaltmuster

weder bei der Geschwister- noch bei der Kind-Eltern-Gewalt zeigen. Hingegen treten diese Muster am ehesten bei der Partnergewalt in Erscheinung.

Lösel u.a. (1990) klassifizieren die Vielfalt familiärer Gewalthandlungen in fünf Kategorien:

- Partnergewalt: als Gewaltanwendung unter Ehepartnern oder Partnern einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft
- Eltern-Kind-Gewalt: als die Gewaltanwendung der Eltern oder Elternersatzpersonen gegenüber ihren Kindern
- Geschwistergewalt: als Gewalt unter Geschwistern oder Kindern und Jugendlichen, die wie Geschwister aufwachsen
- Kind-Eltern-Gewalt: als Gewalt der Kinder gegenüber den Eltern und Elternersatzpersonen
- Gewalt gegen alte Menschen: gewaltsame Angriffe gegen alte Menschen seitens jüngerer Angehöriger, in deren Haushalt das Opfer lebt und die teilweise Sorgefunktion für den alten Menschen übernommen haben.

Neben dieser phänomenologischen (horizontalen) Klassifikation werden Gewalthandlungen hinsichtlich ihres ansteigenden Schweregrades (vertikale Klassifikation) unterschieden.

Borkowski et al. (1983):

- a) Anwendung physischen Zwanges
- b) entstandene Verletzung (ja/nein)
- c) Ausmaß der Verletzung
- d) Häufigkeit der Handlungen
- e) Vorliegen einer Absicht (Affekt vs. Vorsatz)
- f) Ansichten darüber, was in Ehen "normal" ist
- g) Tolerierung durch das Opfer
- h) sozialer Kontext
- i) Rechtfertigung angesichts des Partnerverhaltens.

Auffallend häufig ist die Mitwirkung von Alkoholismus sowohl bei den Opfern als auch bei den Tätern .

Abschließend eine hierarchisch angeordnete Auflistung von partnerbezogenen Gewaltmustern (vergl. Anhang). In der Regel gehen verbale Übergriffe, Entwertungen und Beleidigungen den körperverletzenden Gewalthandlungen voraus.

5. Zur Dynamik von Gewaltprozessen in Paar- und Familiensystemen

Von Klann u. Hahlweg (1993) liegt eine Arbeit zu "Tätlichkeiten in der Beziehung" vor. Dieser Aufsatz aus einer Verbandszeitschrift (Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft für Beratung e.V.) reflektiert Auswertungsergebnisse zur ehelichen Gewalt, die quasi am Rande zweier umfassender Untersuchungen zutage gefördert wurden. Hauptkenntnisse dieser Befragung sind:

- Das Phänomen der "Tätlichkeiten" ist immer im Kontext anderer Problemlagen zu finden.
- Besonders treten Tätlichkeiten auf bei gestörtem Vertrauen zum Partner und Eifersucht sowie einer depressiven Grundstimmung eines Partners auf.
- Weiterhin korrelieren die Konfliktbereiche Temperament des Partners und Schwierigkeiten in der Kommunikation mit Tätlichkeiten.
- Einen wichtigen Faktor bilden auch "sozioökonomische Probleme".
- Die Häufigkeit der körperlichen und allgemeinen Beschwerden ist deutlich stärker ausgeprägt bei der Personengruppe, die von Tätlichkeiten berichtet.

Aufgrund ihrer Vergleichsgruppenanalyse kommen Klann u. Hahlweg zu der Auffassung, dass Tätlichkeiten und eheliche Gewalt die Endphasen eskalierender Konflikte und wachsender Kommunikationsbarrieren signalisieren.

K.P. David skizziert folgenden Kreislauf: gewalttätige Männer erleben sich in verbalen Auseinandersetzungen unterlegen und hilflos (Frau als wortgewaltig) --> zunächst Rückzug --> Frauen setzen nach --> Gewaltakt d. M., der kurzfristig Erleben von Größe und Macht bringt --> anschl. Schuldgefühle, schlechtes Gewissen, Angst --> Bitte um Verzeihung --> Frau gerät erneut in die Machtrolle (hat es in der Hand zu vergeben) --> Mann erneut unterlegen.

Umgekehrt zeigen Frauen in langjährigen Gewaltbeziehungen oft eine Haltung des "Immer-weiter-Hoffens", die auch nicht durch erneute Opfererfahrungen relativiert wird. Solche Hoffnungen speisen sich aus Mythen (Liebe macht aus jedem Mann das Beste) und der Erfahrung, dass auf Gewaltsituationen vorübergehend Zeiten großer Intimität folgen, in denen "der eigentliche Mann", der "gute Kern" zum Vorschein kommt.

Immer wieder weisen die Fachleute auf sogenannte Muster der familiären Gewalt hin. So existieren bei der Kindermisshandlung ganz bestimmte Opfermerkmale, die Kinder in besonderem Maße für Schläge und Misshandlungen anfällig machen (Frühgeburten, hypermotorische Kinder, Kinder mit Behinderungen, etc.).

6. Besondere Phänomene bei Gewalt im Familien

Klinische Untersuchungen und Täterbefragungen haben folgende Zusammenhänge immer wieder bekräftigt.

Kreislauf der Gewalt:

Motto "Aus Opfern können (mittelbar) Täter werden",

die außerhalb der Familie Gewalt ausüben (in der Schule gegen Mitschüler, in der Freizeit, im Straßenverkehr, in der Öffentlichkeit gegen Ausländer und Minderheiten, etc.).

So zählt z. B. Hurrelmann unter anderem folgende "nachweisbare Risikofaktoren" für den Bereich schulischer Gewalthandlungen auf: Ungünstige Familienverhältnisse, gestörte Familienbeziehungen, Trennung/Scheidung der Eltern, Armut und Deprivation, wechselhafter Erziehungsstil der Eltern, Mitgliedschaft in delinquenten Jugendgruppen (1990, S.365).

Kette der Gewalt:

Motto "Die Opfer von gestern sind die Täter von heute" oder "Die Opfer von heute sind die Täter von morgen", die später gegenüber ihren Ehegatten oder Kindern Gewalt ausüben.

Wissenschaftliche Befunde belegen, dass Gewaltmuster quasi generationenübergreifend weitertradiert werden. "Wer Gewalt im Elternhaus selbst erlebt oder beobachtet hat, wird in seiner eigenen Familie auch eher selbst gewalttätig." (Berckhauer u. Steinhilper, 1990, S.315).

Spirale der Gewalt:

Häufig laufen familiäre Gewalttaten in einem Prozess eskalierender Gewalt ab. Z. B. beim Syndrom der Frauenmisshandlung, in dem nicht nur wiederholte, oftmals immer häufiger und intensiver werdende Gewalthandlungen des Mannes auftreten, sondern auch psychische Misshandlungen, Todesdrohungen, sexuelle Verletzungen und Beschränkungen der persönlichen Freiheit der Frau eine Rolle spielen. Diese interaktiv-prozesshafte Entwicklung der Gewalt gegen Frauen in fast syndromatischen Abläufen wird u. a. von Schneider detailliert geschildert (1990, S.540).

Dabei können beide Formen der Eskalation vorkommen:

- komplementäre Eskalation (Gewalt und Einschüchterung)
- symmetrische Eskalation (Provokation und Gewalt)

Es finden sich in der Literatur zur Gewaltproblematik viele klinische Schilderungen und praktische Erfahrungswerte, wie mehrere Gewaltprobleme ineinander greifen können, so dass Ursache und Wirkung nicht mehr auseinander zu halten sind, da Gewaltakte wiederum als Auslöser neuer Gewalt angesehen werden.

Extremste Beispiele dafür sind Schilderungen von Frauen, die ihren Partner nach erlittenen Gewalthandlungen töteten (A. Jones, 1986; Wolff, M. 1993).

7. Zur Beratungspraxis bei Gewaltprozessen

7.1. Was leistet Beratung allgemein gegen Gewalt in Familien ?

Der psychosozialen Beratungsarbeit beim Problem "Gewalt in der Familie" können drei Aufgaben zugeschrieben werden:

(1) **Opferhilfe:** den betroffenen Opfern helfen

Gewalt wirkt in der Regel traumatisierend auf die Opfer.

Die pathogene Wirkung von Gewalt wächst mit der Unvorhersehbarkeit und Unkontrollierbarkeit. Ausschlaggebend ist der entwicklungspsychologische Zeitpunkt, die Dauer und das Ausmaß der erlittenen Gewalt. Viele Opfer bleiben über längere Zeit in der gewaltträchtigen Situation, ohne sich zu wehren (besonders bei familiärer Gewalt) und bestärken damit den Täter in seinem Verhalten. Bei Frauen ist dies oft in ihrer ökonomischen Abhängigkeit vom Täter sowie ihrer existenziellen Bindung an die Lebensverhältnisse und ihrer emotionalen Bindung an den Partner begründet (Brandau u. a., 1990, S.7). Beim Kind laufen die Gewöhnungsprozesse noch subtiler, weil für das Kind die Familie sein Universum (Moreno) darstellt, und das Kind alles was dort geschieht als Normalität erlebt.

Die Mitarbeiter von Beratungsstellen leisten den Opfern von Gewalt Hilfe in Form persönlicher Begleitung und gesprächmäßigen Durcharbeitens der körperlichen und seelischen Verletzungen, die im Zusammenhang mit den Gewalterfahrungen entstanden. Somit verhindert Beratung, dass die Traumata dauerhaft wirken und dass aus Opfern Täter werden (primäre Prävention). Des weiteren können die Opfer über spezielle Hilfemöglichkeiten wie Interessensgruppen von Betroffenen, Selbsthilfegruppen, gesetzliche und soziale Hilfen und gegebenenfalls intensivere Behandlungsmöglichkeiten (ambulante Psychotherapeuten, Fachkrankenhäuser, Kliniken) informiert werden.

(2) **Täterbehandlung:** Beratung von Gewalttätern selbst, wenn etwa Anfragen von Justizbehörden nach möglicher Vorbereitung von Tätern auf ihre bevorstehende Entlassung oder nach Tätertherapie innerhalb des Justizvollzuges gestellt werden.

Diese beiden Arbeitsansätze hätten den Charakter von sekundärer Prävention, weil sie verhindern könnten, dass aus einmaligen Tätern erneut Täter werden (Wiederholungstäter), die wiederum Gewalt in Familie und Gesellschaft ausüben werden.

(3) **Explizite präventive Arbeit** mit dem Ziel einer allgemeinen Prophylaxe von Gewalt zu leisten (primäre Prävention), z. B. durch Öffentlichkeitsarbeit zum Themenkomplex (Vorträge über Aggression und Gewalt als menschliche Ausdrucksformen, Möglichkeiten der fairen Konfliktregulierung in Familie und Schule, Ausstellungen; Seminare zum Themengebiet, etc.).

7.2. Differenzierungsrastrer von Beziehungsformen nach T. Bauriedl

zum Erkennen destruktiver, potenziell eskalierender Kommunikationsformen in Partnerschaften und Familiensystemen:

- **Starre, feindselige Beziehungsform:** Motto "entweder Du oder ich"

- Verantwortung für eigenes Handeln wird auf anderen delegiert (willkürliche Interpunktion)
- Erscheinungsform in "persönlichen Logik": "Ich kann nicht...., weil Du"
- Konfliktpartner wird verzerrt gesehen, mit negative Projektionen behaftet
- Strategie: Kampf und Maximalforderungen, Überleben durch rücksichtslose Dominanz
- **dialogische, konflikthafte Beziehungsform:** Motto "Du und ich"
- Eigenverantwortung für Beziehungsprozess wird erkannt und wahrgenommen
- Erscheinungsform: "Jeder kann nur mit dem Anderen auf Dauer zufrieden werden"
- Konfliktpartner als ebenbürtig mit berechtigten Eigeninteressen gesehen
- Strategie: Ausdruck eigener Wünsche, Verhandlung, Interessenausgleich, Kompromiss

7.3. Projekte, die mit Gewaltfamilien arbeiten

Kieler Packhaus (Schwerpunkt Tätertherapie)

Träger: Pro Familia, Kiel

Konzept: Kieler Interventionskonzept gegen häusliche Gewalt, systemischer Ansatz, enge Kooperation mit "Justizsystem", Einbettung der Tätertherapie in Familienbehandlung.

Behandlungsrahmen:

5 Prinzipien

- I. Schutz von Kindern und Frauen vor weiteren Misshandlungen
- II. Integration von Hilfe und Strafe schafft Verbindlichkeit
- III. Klärung der Übergriffe und Übernahme von Verantwortung
- IV. Selektive Vertraulichkeit
- V. Kontrolle und Empathie

- Vorgehen: Gewalt wird als gelerntes Verhalten angesehen. Drei Ziele:
- Kontrolle der aggressiven Impulse
 - Verständnis des individuellen "Nutzeffektes" von Gewalt (meist Ventilfunktion)
 - Einüben konstruktiver Konflikt- und Beziehungsmuster

Jeweils für Tätertherapie oder Paarberatung untersch. Vorgehen (vergl. Anhang)

Erfahrungen:

- es kommen eher die niedriggradigen Gewalttäter (ich-dyston), weniger die hochgradig Gewalttätigen (ich-synton); 85% über Staatsanwaltschaft, 15% freiwillig.
- es gibt keine Paare, wo nicht gegenseitige Gewalt vorliegt
- jeder Gewalthandlung gehen Gewaltfantasien voraus.

Opferhilfe Hamburg (Schwerpunkt Opferbegleitung)

Träger: gemeinnütziger Verein

Konzept: feministischer Ansatz, Parteilichkeit

Rahmen: Nottelefon und offene Sprechstunden

Vorgehen:

- Krisenintervention (Schock verdauen, emotionale Entlastung geben, typischen Krisenverlauf erklären, Struktur und Sachinformationen geben)
- lösungsorientiertes Vorgehen (Notkoffer, Tagesplanung, Hilfen bei erneuter Gewalt, Zufluchtsorte)
- Beratung und Begleitung bei rechtlichen Schritten (Polizei, Justiz, Anwälten, Ämtern) viel kriminalistische und Rechtsinformation (kontradiktorisches Prozedere)

Berliner Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt

Träger: Verein "Berliner Initiative gegen Gewalt gegen Frauen" - BIG e.V.

Konzept: umfassendes und differenziertes Konzept für die wesentlichen praktischen, rechtlichen, gesellschaftlichen und persönlichen Aspekte von Männergewalt gegen Partnerinnen.

Modellprojekt vom BMFSFJ und Berliner Senat gefördert.

Ebenen der Projektarbeit:

- Polizeiliche Intervention (Schulung von Polizisten)
- Strafverfolgung und Strafrecht (Sonderdezernat "häusliche Gewalt")

- Zivilrecht (Schutzanordnungen, Wohnungszuweisung, Sorgerechtsentscheidungen)
- Unterstützung von Frauen in Misshandlungssituationen (Frauenhäuser, Beratungsstellen)
- besondere Situationen von Migrantinnen, die misshandelt werden (Ausländerrecht)
- Sanktionsmaßnahmen für Täter (verpflichtende Lern- und Trainingskurse)
- Maßnahmen für Kinder und Jugendliche

Literaturverzeichnis

- | | |
|--|--|
| Albrecht, P.-A., Backes, O. | <i>Verdeckte Gewalt</i> , Frankfurt 1990 |
| Bauriedl, T. | <i>Der Gewalt widerstehen: über psychische Gesundheit und politische Widerstandsfähigkeit</i> in: <i>Vorgänge</i> , Jg. 26/1987, S.103-118 |
| Berckhauer, F., Steinhilper M. | <i>Zwischengutachten der Arbeitsgruppe A (Psychologie, Psychiatrie, Soziologie und Kriminologie)</i> in: Schwind/Baumann u.a. (Hrsg.) <i>Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt</i> , Berlin, 1990, S.287-378 |
| Brandau, H., Hagemann-White, Haep, M., Del Maestre, A. | <i>Wege aus Missbrauchsbeziehungen</i> , Pfaffenweiler 1990 |
| David, K.-P., Bartschat, M. | <i>Konzeptionelle Grundlagen der Arbeit mit körperlich Gewalttätigen im Rahmen des Kieler Interventionskonzeptes</i> , Beratungsstelle im Packhaus, Eigendruck 1997 |
| Gödtel, R. | <i>Sexualität und Gewalt - Die dunklen Seiten der Lust</i> , rororo |
| Heitmeyer, W. | Landtag Nordrhein-Westfalen, Ausschussprotokoll 11/825, S.33 |
| Honig, M.-S. | <i>Gewalt in der Familie</i> , in Schwind/Baumann u.a. (Hrsg.), <i>Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt, Bd. III</i> , Sondergutachten, Berlin 1990, S.343-361 |
| Hurrelmann, K. | <i>Gewalt in der Schule</i> , in Schwind/Baumann u.a. (Hrsg.), <i>Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt, Bd.III</i> , Sondergutachten, Berlin 1990, S.363-396. |
| Jones, A. | <i>Frauen, die töten</i> , Frankfurt, 1986 |

- Kaiser, G. *Kriminologie*, 9. Aufl., Heidelberg 1993
- Klann, N., Hahlweg, K. *Tätlichkeiten in der Beziehung*, in: Informationsdienst der katholischen Bundesarbeitsgemeinschaft für Beratung e.V., 40/1993, S.240-246
- Kube, E., Steffen, W. *Zwischengutachten der Arbeitsgruppe B*, in: Schwind/Baumann u.a. (Hrsg.), *Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt, Bd. I*, Endgutachten und Zwischengutachten der Arbeitsgruppe, Berlin 1990, S.379-450
- Lösel, F., Selg, H.; Schneider, U., Müller-Luckmann, E. *Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt aus psychologischer Sicht*, in Schwind/Baumann u.a. (Hrsg.), *Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt*, Berlin, 1990, Bd. II; S.1-156
- Nini, M. Opferhilfe Hamburg - Kurzbeschreibung von Grundidee und Zielsetzung, Eigendruck, Hamburg 1994
- Richter, H.-E. *Defensive Aggression, ein unterschätztes Gewaltmotiv*, in Albrecht, P.-A., Backes, O., *Verdeckte Gewalt*, Frankfurt 1990, S.83-90
- Schneider, U. *Körperliche Gewaltanwendung in der Familie. Notwendigkeit, Probleme und Möglichkeiten eines strafrechtlichen und verfahrensrechtlichen Schutzes*, Berlin 1987
- Schneider, U. *Gewalt in der Familie* (Sondergutachten), in: Schwind/Baumann u.a. (Hrsg.), *Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt, Bd. III*, Sondergutachten, Berlin 1990, S.501-573
- Schwind, H.-D., Baumann, J. u.a. (Hrsg.) *Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt*, Berlin, 1990
- Wolff, M. *Frauen die ihre Partner getötet haben und Frauenhausfrauen oder die alltägliche Gewalt gegen Frauen*, Dissertation, Universität Heidelberg, 1993
- Wolff, R. *Das Doppelgesicht der Gewalt in Familie und Hilfesystemen*, in Albrecht, P.-A., Backes, O., *Verdeckte Gewalt*, Frankfurt 1990, S.174-179
- Wyre, R., Swift, A. *Und bist Du nicht willig,... - Die Täter*, Volksblatt Verlag, Köln 1991

Christoph Krämer¹

Gewalt in vieler Beziehung

Gewalt in Beziehungen wird zwar in der Öffentlichkeit weitgehend abgelehnt, wird aber dennoch heimlich-unheimlich gelebt: in mehr als der Hälfte aller Partnerschaften kommt Gewalt zwischen den Partnern vor, in etwa einem Drittel häufiger.

Gemeint ist hier körperliche Gewalt. Nimmt man psychische Gewalt (z. B. ängstigen, einschüchtern, bedrohen) und materiellen Druck (z. B. ausnutzen finanzieller Abhängigkeit) hinzu, liegen die Anteile noch viel höher, je nach Verständnis von Gewalt fast in jeder Beziehung. Während die Zahl der Straftaten in der Bundesrepublik leicht sinkt, steigt die Zahl der Gewaltdelikte.

Sind Aggression und Gewalt also durchschnittliche Verhaltensweisen in Beziehungen, sind sie "normal"?

Gewalt ist geil, meinen die Kids und das ist nun kein Wunder: neben der Gewalt, die ihnen von Erwachsenen vorgelebt wird, erleben Kinder in unserem Land durchschnittlich 14.000 Tötungshandlungen im Fernsehen und Kino in ihren ersten 12 Lebensjahren.

Und: Gewalt ist ansteckend. Ist die Norm der Gewaltfreiheit erst einmal gefallen, werden auch die Nicht-Aggressiven gewalttätig. Gewalt ist gewöhnlich.

Gewalt in Familien war auch früher kein Randproblem. Durch den Zerfall der alten Familienstrukturen wird sie heute deutlich sichtbarer. Sie ist auch nicht mehr ganz so offen legitimiert. Dass Gewalt in der Erziehung von Kindern offiziell verboten ist, ist ein bedeutender Fortschritt, auch wenn die Realität diesem Fortschritt nicht entspricht.

Jede Form von Gewalt überschreitet Grenzen. Menschen werden körperlich und psychisch verletzt. Je häufiger und tiefer ein Mensch verletzt wird, desto mehr verändert sich die Beziehung zum Angreifer. Sie verändert sich zum Schlechteren. Schließlich wird aus Liebe und Respekt Angst und Hass; die Beziehung wird zerstört. Geht die Gewalt so weit, dass sie als existenzbedrohend, als vernichtend erlebt wird, wird das Opfer traumatisiert, d. h. trägt bleibenden Schaden davon. Traumatisierte Menschen bedürfen intensiver therapeutischer Behandlung, häufig nicht mit dem Ziel der Heilung, sondern 'nur' mit der Hoffnung, mit der Traumatisierung leben zu lernen.

Aus den Opfern der Gewalt werden oft gewalttätige Opfer, aus geprügelten Kindern werden häufig oft prügelnde Erwachsene und gewalttätige Eltern. Dann hat sich der Teufelskreis geschlossen.

¹ Autorenhinweis siehe 2. Umschlagseite

Feindseligkeit, Druck und Gewalt sind also nicht "normal" im Sinne von gesund. Sie sind ausgesprochen schädlich und zerstörerisch.

In Paarbeziehungen läuft dies oft z. B. so ab: der Mann erlebt sich in Auseinandersetzungen mit seiner Partnerin häufig als (sprachlich) unterlegen und zieht sich zurück. Die Partnerin lässt aber nicht locker. Der Mann setzt seine Hilflosigkeit in Gewalt um und schlägt zu. Einen Moment fühlt er sich stark und mächtig. In der körperlichen Gewalt ist er überlegen. Er erfährt aber die Verletzung seiner Frau und wie sie sich von ihm abwendet. Schuldgefühle plagen ihn und er bekommt Angst, dass sie ihn ablehnt, sich vielleicht sogar trennt. Deswegen bittet er um Vergebung. Nun ist er wieder ganz klein, schwach. Er ist der Unterlegene: der Kreislauf von Ohnmacht und Macht, Gewalt und Verletzung kann von Neuem beginnen. Dabei können die Rollen von Opfer und Täter auch anders herum verteilt sein. Zumeist fühlen sich beide subjektiv als Opfer und häufig sind beide Täter.

Gewalt entspringt oftmals der Angst vor einem Verlust: des Partners, der eigenen Rolle, Stärke, Bedeutung.

Täter rechtfertigen sich oft dadurch, dass sie dem Opfer die Schuld geben: es hat die Tat herausgefordert, den Täter soweit getrieben, er konnte nicht anders, da ist ihm die Hand "ausgerutscht", der Gaul ist ihm durchgegangen, er hat "rot gesehen"...

Dies sind Ausreden, sie sollen verdecken, dass der Täter tatsächlich anders kann. Erst wenn sie angefangen haben, zu schlagen können tatsächlich viele Menschen nicht mehr aufhören, haben sich nicht mehr "in der Gewalt", erleiden Kontrollverlust.

Ist Gewalt also männlich?

Körperliche Gewalt und ebenso materieller Druck werden tatsächlich überwiegend von Männern ausgeübt; doch auch viele Frauen greifen zu diesen Mitteln. Häufig üben Frauen Gewalt eher verdeckt oder mit Worten aus. Aber es gibt Unterschiede in dem Sinne, dass Männer eher und häufiger zu Gewalt und Aggression greifen. Zum Bild, das viele Männer von sich haben, gehören auch die körperlichen Aggressionen, Druck ausüben und sich durchsetzen. Daran halten Männer besonders fest, wenn es um Konflikte geht.

Alkohol spielt bei Gewalt in Beziehungen eine wichtige Rolle. Alkohol macht nicht aggressiv; Täter behaupten das häufig, um sich zu entlasten. Alkohol senkt aber die Hemmschwellen, bringt heraus, was an Aggression in den Menschen ist.

Aggression und Gewalt sind (im Unterschied zu vielen Tieren) uns Menschen keineswegs angeboren. Angeboren ist uns aber die Fähigkeit, Aggression zu erlernen und dann auch Gewalt auszuüben. Wichtig ist: wir haben die Wahl - und die Verantwortung. Wie lernen wir nun Gewalt? Im Wesentlichen durch die Erfahrung von Gewalt und durch Vorbilder. Etwa 90% der Jungen und 85% der Mädchen geben an, von ihren Eltern gelegentlich geschlagen worden zu sein. Fragt

man die Eltern, so geben dies 70% zu. Jugendliche machen innerhalb und außerhalb der Familie Gewalterfahrungen.

Bemerkenswert ist, dass Gewalt in der Partnerschaft nichts mit der sozialen Schicht zu tun hat. Sie kommt bei wenig gebildeten und finanziell schlecht gestellten Menschen ebenso häufig vor wie bei Gebildeten und Wohlhabenden.

Verstärkend wirken unter anderem massive Partnerschaftskonflikte, Krankheit, Arbeitslosigkeit, sozialer Abstieg.

Bedeutsam sind insgesamt Situationen der Ohnmacht, Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Vereinzelung. Diese Situationen erleben Mädchen/Frauen häufiger und eher als Jungs/Männer. Dennoch sind männliche Menschen bei uns viel gewalttätiger als weibliche. Das scheint damit zu tun zu haben, dass Frauen eher andere, offenbar bessere Fähigkeiten haben, mit solchen Belastungssituationen umzugehen. Die mangelnden Fähigkeiten der Männer, mit Situationen der Ohnmacht, Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Vereinzelung angemessen umzugehen, wirken offenbar in Richtung Gewalt.

Bei vielen Paaren fördert auch Enttäuschung Gewalt. Partner versprechen sich am Anfang der Beziehung vom Anderen den "Himmel auf Erden" und sind dann enttäuscht und frustriert, wenn im Beziehungsalltag Ernüchterung einkehrt, wenn der geliebte Mensch nicht alles Unglück dieser Welt, alle Sorgen und Ärgernisse ausgleichen kann.

Aggression "kriegt häufig nicht genug": wenn Gewalt angenommen oder hingenommen wird, nicht deutlich abgelehnt wird, dann üfern die Gewalttaten aus, werden häufiger, intensiver, manchmal maßlos. Deshalb müssen gegen die Gewalt deutlich Zeichen gesetzt werden, aber, wenn irgend möglich, keine Zeichen der Gewalt...

Aggression und Gewalt sind nicht unausweichliches Schicksal. Menschen sind ihren Gewalterfahrungen, gewalttätigen Vorbildern und ihrer immer aggressiveren Umwelt nichtig schutzlos ausgeliefert. Wir können etwas verändern. Alles was wir gelernt haben, können wir auch wieder verlernen, und hier liegt unsere Verantwortung, auch in der Partnerschaft.

Menschen müssen auf Ärger, Wut, Ohnmacht, Kränkung, Verletzung nicht mit Aggression und Gewalt reagieren. Tatsächlich können sie auch anders. Sie zeigen das jeden Tag im Umgang mit Menschen; die ihnen nicht so nahe stehen wie die Partnerin / der Partner, z. B. im Umgang mit Vorgesetzten, Nachbarn; Kollegen, Freunden. Ihnen wird mit Respekt begegnet.

Gewalt in der Partnerschaft zeigt einen entscheidenden Mangel an eben solchem Respekt vor dem Anderen; vor der seelischen und körperlichen Unversehrtheit dessen, den man behauptet zu lieben. Diese Achtung vor dem geliebten Menschen gilt es wiederherzustellen.

Was kann denn nun Paar-, Familien- und Lebensberatung gegen Gewalt und Aggression bewirken ?

Eigentlich nur drei Dinge. Aber das ist eine ganze Menge.

Erstens: der Täter muss erfahren, was das Opfer empfindet. Das kann er nicht wissen und seine Fantasie geht meist in eine ganz falsche Richtung. Also muss das Opfer den Schmerz und die Verletzung benennen und aussprechen, ganz ausdrücklich. Im partnerschaftlichem Konflikt, dem Beziehungsstreit, sind meist beide Täter und Opfer. Also muss jeder von sich selbst sprechen und mitteilen, wie es ihr oder ihm geht. Beide können in der Beratung erfahren, was Gewalt (aus)macht und wohin sie führt, nämlich zu immer mehr Gewalt, zu Teufelskreisen von Gewalt, Verletzung und noch mehr Gewalt, zur Erosion der Beziehung.

Zweitens: Menschen können in der Beratung lernen, anders zu handeln. Das bedeutet, dass Gewalt und Aggression nicht mehr von Erfolg gekrönt werden darf und dass die Konsequenzen solche sind, die das Auftreten von Aggressionen minimieren. Aber Konsequenzen wirken nur, wenn sie unmittelbar "auf den Fuß" folgen und selbst nicht aggressiv oder gewalttätig sind! Das ist z. B. der Fall, wenn man ganz einfach geht und sich weigert, sich weiterer Aggression auszusetzen. Was für Aggressionen gilt, gilt aber auch für Verletzungen mit Worten, mit Gesten; mit Inszenierungen (z. B. bloßstellen des Partners etc.). Ganz wichtig ist dabei, dass wir uns als Beraterinnen und Berater dessen bewusst sind, dass wir als Modelle fungieren.

Drittens und am wichtigsten: das Paar muss sich ernsthaft einig werden, dass Gewalt in der Partnerschaft keinen Platz haben darf. Wenn wir diesen Grundsatz verinnerlicht haben, nennen wir das mit einem altmodischen Wort Moral. Und tatsächlich ist Moral (= das innere Einverständnis, dass eine Regel gelten soll und nicht überschritten werden darf) das Einzige, was dauerhaft und unabhängig von der Gelegenheit (also auch, wenn keine Strafe droht) gegen Gewalt nützt.

Und wenn das Paar es dennoch nicht schafft, wenn es immer wieder zu Aggression und Gewalt kommt? Dann müssen wir davon ausgehen, dass Gewalt als Konfliktlösungsmuster so sehr Bestandteil des Paares, der Familie, der einzelnen Menschen und ihrer Beziehungen ist, dass es intensiverer Prozesse bedarf, um hier etwas zu ändern.

Wenn ein Mensch sich ein Bein gebrochen hat, gehen er doch auch selbstverständlich zum Arzt. Und wenn Menschen es nicht schaffen, ihre Beziehung ohne Aggression und Gewalt zu gestalten dann gehen sie eben: zum Therapeuten. Und als Berater schicken wir sie dahin.

Kinderschutz-Zentrum Berlin e.V.¹

Hilfen bei Kindesmisshandlungen

1. Grundlagen von Hilfe und Eingreifen

Wir haben im Laufe dieser ANLEITUNG immer wieder von "Eingreifen", "Intervention" gesprochen, um auszudrücken, was der Helfer, Berater usw. in Bezug auf die Familie tut. Oft haben wir "helfendes Eingreifen" formuliert; damit wollten wir das Aggressive, das im Wort "Eingreifen - Intervention" steckt, ein wenig abschwächen. Das dahinter liegende Problem ist allerdings mehr als nur eine Formulierungsfrage.

In vielen Fällen, in denen Fachkräfte von Kindesmisshandlung erfahren, ist es so, dass nicht die Familie selbst, der misshandelnde Elternteil, der Ehepartner, das betroffene Kind oder Geschwister des Kindes mit einer deutlichen Problemschilderung zu ihnen kommt und bei ihnen Hilfe sucht. Sondern die Fachkräfte gehen auf die Familie selbst zu, versuchen mit ihr ins Gespräch zu kommen.

Was das Auftauchen von Kinderschützern für eine Familie bedeutet, kann man sich klarmachen, wenn man sich vorstellt: Eines Tages steht ein Fremder vor Ihrer Wohnungstür und erklärt Ihnen, er hätte gehört, dass Sie in Ihrer Beziehung schwere Probleme haben und dass er Ihnen helfen will. Dass hier schnell Unsicherheit und Angst, Panik und Abwehr eine Rolle spielen, liegt auf der Hand. Sie werden um so stärker sein, je mehr soziale Fachkräfte mit einer unreflektierten Tendenz des "Zupackens" und des "Eindringens" ans Werk gehen. Der Eindruck eines kriegerischen Besetzungsversuches liegt dann beim Wort "Intervention" nahe.

Wer sich dieser Tendenz unreflektiert überlässt, darf sich nicht wundern, wenn ihm als Eindringling in die Familie heftiger Widerstand entgegengesetzt wird.

Schwerer erkennbar ist eine andere Folge dieser Handlungsstrategie des zupackenden Eingreifens: Die eigenen Kräfte der Familie werden dabei oft unterschätzt. Die Helfer glauben, jede Veränderung hinge allein von ihren Handlungen ab. Dies ist aber zumeist nicht der Fall.

¹ Den folgenden Beitrag haben wir mit freundlicher Genehmigung des Kinderschutz-Zentrums Berlin e.V. dem Handbuch *Kindesmisshandlung - Erkennen und Helfen*, Hg. Kinderschutz-Zentrum Berlin (Angela Bernecker-Wolff/ Pieter Hutz/ Hubertus Lauer/ Elke Nowotny/ Ute Thyen/ Reinhart Wolff), Berlin 2000, 9. Auflage, Kapitel 7, S.90-113, entnommen.
Das Handbuch ist gefördert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Wirkliche Veränderungen in einem konfliktreichen Familienzusammenhang kommen nur zustande, wenn sie von der Familie gewollt und tatsächlich ins Werk gesetzt werden.

Vier Interventionsformen können wir unterscheiden; sie sind durch unterschiedliche hilfestrategische Orientierungen charakterisiert:²

- Das elternzentrierte Modell
- Das kindzentrierte Modell
- Das familienzentrierte Modell
- Das integrierte Modell

Das integrierte Modell der Intervention beinhaltet dreierlei:

- Es wird mit den Eltern und mit den Kindern gearbeitet. Dies kann geschehen in der Form der Familienberatung und -therapie, einer Elternberatung oder Paarberatung bei gleichzeitiger, jedoch getrennter Kindertherapie; Einzelberatungen und Gruppenberatungen kommen dabei in Frage.
- Es wird mit der Familie nicht nur eine Beziehung auf beraterischer Ebene aufgebaut, vielmehr erhält die Familie in materiellen Fragen und Problemen konkrete Unterstützung, z. B. bei der Wohnungssuche oder der Durchsetzung von Sozialhilfeansprüchen.
- Die Fachkräfte begleiten die Familie und unterstützen sie in ihrem Alltag, wenn sie auf diese Art der Hilfe angewiesen ist. Sie tragen dazu bei, dass reale Versorgung und Unterstützung der Familie sichergestellt wird und bieten zugleich eine gezielte Beratung für Eltern und Kinder an.²

Das integrierte Modell bietet also Beratung in enger Verbindung mit materieller Unterstützung und realer Entlastung und Versorgung an. Damit wird dem Familienproblem als Ausdruck beziehungs-dynamischer und sozialer Störungen Rechnung getragen.

Wir verstehen unter "helfendem Eingreifen" im wesentlichen eine Form der Begegnung und nicht eine "Behandlung" in einer ganz bestimmten Richtung - nicht als Einbahnstraße vom Helfer zur Familie, sondern als einen Versuch solidarischer Veränderung. Und verändern müssen sich dabei beide Seiten: die Familie und der Helfer.

Prinzipien der Hilfe

² Wir weisen an dieser Stelle darauf hin, dass Gisela Zenz die ersten drei Modelle in ihrem wichtigen Buch dargestellt und kritisch beleuchtet hat: Zenz, G.: Kindesmisshandlung und Kindesrechte, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1979, S. 252 ff.

² Vgl.: Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe/ DJI, Deutsches Jugendinstitut (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend), Helming, E./ Schattner, H./ Blüml, H. u. a. Stuttgart: Kohlhammer, 1997

Wer Kinder schützen, Eltern helfen will, darf Eltern und Familien nicht mit "Maßnahmen" bedrohen; auch Beschuldigungen helfen nicht weiter. Damit Kinderschutz effektiv wird, braucht er eine klare Orientierung, ein eindeutiges professionelles Mandat:

- Wer wirklich helfen will, verzichtet von Anfang an auf die Suche nach dem "Täter". Man wird bei einer solidarischen Beziehung zur Familie eh erfahren, was überhaupt los war und wie es zur Misshandlung kam. Hilfe heißt nicht, Straftaten zu ermitteln (dafür ist ein anderes Berufssystem zuständig), sondern Konflikte zu thematisieren und nach Wegen aus Krise und Belastungen gemeinsam zu suchen.
- Wer auf das Prinzip der Freiwilligkeit baut, kommt weiter; Hilfe ist langfristig tragfähiger als Zwang und Strafverfolgung. Hilfe kann helfen, dass Menschen, die außer Kontrolle sind, sich wieder in die Hand kriegen, sich zu kontrollieren lernen. Hilfe kann helfen, aus Ohnmacht und Beziehungskonflikt herauszukommen.
- Das Prinzip der Freiwilligkeit dürfen und müssen wir bei Lebensgefahr eines Kindes bzw. bei Handlungsunfähigkeit der Sorgeberechtigten durchbrechen, wenn wir zur Notfallhilfe im Interesse der Gewährleistung des Kindeswohls verpflichtet sind.

Kindesmisshandlung entwickelt sich als komplexe Konflikt- und Beziehungsstruktur. Hier kann man nur mit vielseitigen, umfassenden Hilfen weiterkommen; ein hoch spezialisiertes, arbeitsteiliges Hilfsprogramm ist fehl am Platz. Einige Schwerpunktaufgaben wollen wir im weiteren ausführlicher beschreiben.

2. Umgang mit Meldungen

Die Meldung einer Misshandlung oder einer für ein Kind potenziell gefährlichen Situation darf nicht nur als die bloß technische Weitergabe einer Nachricht oder Information verstanden werden. Die Meldung, d. h. wie auf Helfer zugegangen wird, ist Teil des Beziehungsgeflechts, in dem sich die Familie mit dem Kind befindet, in das die Helfer einbezogen werden.

Wer die Meldung macht, wie, wann und aus welchen Gründen sie gemacht wird, spiegelt ein Stück weit die Lebenssituation, die innere sowie äußere Beziehungsstruktur der Familie wider.

Das Wissen, die Vermutung, die Wut, die Angst oder Hilflosigkeit, die mit der Meldung, direkt oder indirekt, vermittelt werden, müssen vom Helfer als Teil der sich anbahnenden Beziehung verstanden werden. Der Sprachgebrauch macht deutlich, was mit einer Meldung häufig beabsichtigt ist: "Ich melde dich"/ "ich schwärze dich an"/ "ich zeige dich an!"

Kindesmisshandlung wird nicht nur bei der Polizei angezeigt; sie wurde und wird auch bei anderen Stellen häufig und anonym gemeldet (z. B. beim Jugendamt).

Diese Art von Meldungen sind aber manchmal auch Ausdruck eines verfolgenden, bestrafenden, Familie und Eltern stigmatisierenden, ja kriminalisierenden Kinderschutzes. Andererseits können sie jedoch auch den Wunsch ausdrücken, helfen zu wollen, ohne deshalb schon über die geeigneten Mittel zu verfügen.

Neben solchen, die Anonymität und Isolation einer Familie durchbrechenden Meldungen gibt es andere Hinweise auf Kindesmisshandlung, ja Notrufe von Selbstbetroffenen. Diese von einer Krise geprägten Notrufe sind häufig mehr oder weniger verschlüsselt, werden von Dritten oft nicht als solche wahrgenommen.

Fremdmeldungen

Meldungen von Kindesgefährdungen durch Fremde sind für mögliche Klienten wie für die Sozialarbeiter, denen sie gemeldet wurden, ein gleichermaßen schwieriger Beginn für eine vertrauensvolle Arbeit an familialen Konflikten und Notlagen: Für die Familien erfolgt der Kontakt nicht aus freiem Willen, was es ihnen schwer macht, eine eigene Motivation zur Hilfe zu entwickeln ("Die haben mir gerade noch gefehlt!"). Auch Sozialarbeiter fühlen sich durch die in der Regel unklaren Meldungen zum Handeln eher gedrängt. Das ist oft ein schwieriger Anfang für die Begegnung mit der Familie. Unwillen, Zudecken von Problemen oder scheinbare Bereitschaft zur Zusammenarbeit, Konflikt und Abwehr stellen dann die Herstellung einer vertrauensvollen Beziehung schnell in Frage.

Für die Öffnung des Zugangs zu Kinderschutzhilfen ist eine eigene offensive Öffentlichkeitsarbeit von Kinderschutzdiensten die erste Wahl, um Familien zu erreichen. In dem Maße, wie Hilfsangebote öffentlich bekannt und als vertrauenswürdig erlebt werden, wird allmählich auch ein Rückgang an Drittmeldungen zugunsten eines direkten Zugangs von Klienten entstehen.

Es ist deshalb auch nicht hilfreich, so genannte Fremdmeldekampagnen durchzuführen, die Dritte dazu aufrufen, die Eltern, die sie im Verdacht haben, ihre Kinder zu misshandeln, dem Jugendamt zu melden. Solche Kampagnen haben zwar höhere Melderaten zur Folge, sie erschweren Sozialarbeitern jedoch die Anbahnung produktiver Hilfeleistungen. Fremdmeldekampagnen geben nämlich den betroffenen Familien zu verstehen, dass die Jugendhilfe eher auf die Meldebereitschaft Dritter baut als darauf, Betroffene selber zum Aufsuchen von Hilfe zu motivieren. Hier besteht ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem gesellschaftlichen Misstrauen in die Bereitschaft von Betroffenen, um Hilfe nachzusuchen, und der Haltung von betroffenen Familien, sich vor diesem Misstrauen in die familiäre Isolation zurückzuziehen.

Wenn Fremdmelderorientierungen konzeptuell eine Sackgasse für den Kinderschutz sind, so ist es dennoch wichtig, die häufig vorkommenden Meldungen Dritter, insbesondere in den sozialpädagogischen Diensten der Jugendämter, methodisch kompetent aufzugreifen, geben sie doch oft wichtige Hinweise auf eine tatsächliche Gefährdung eines Kindes.

Die folgenden Gesichtspunkte sollen eine Hilfe sein zum Umgang mit Meldungen Dritter, wobei zwischen nichtprofessionellen (Verwandte, Nachbarn usw.) und professionellen Meldern (Gesundheitsdienste, Ärzte, Erzieher, Lehrer usw.) unterschieden wird. Meldungen Dritter haben häufig zwei Besonderheiten, die einen besonnenen Umgang mit ihnen erschweren:

- Sie werden oft mit erheblichem emotionalen Druck vorgetragen, der sich aus einem starken Mitgefühl mit dem betroffenen Kind, mitunter aber auch aus anderen, nicht ohne weiteres ersichtlichen Motiven speist. Dieser Druck ist dem Melder selber oft nur schwer erträglich und führt dazu, andere (z. B. die Sozialarbeiter der Jugendämter) unter Handlungsdruck zu setzen ("Sie müssen unbedingt etwas für dieses Kind unternehmen!").
- Gleichzeitig sind (gerade wegen der emotionalen Betroffenheit) diese Meldungen oft nicht sehr konkret, wird eine erstaunliche Diskrepanz zwischen dem emotionalen Druck einer Meldung und ihrem Mangel an verwertbaren Informationen deutlich. Die angesprochenen Helfer sollen mit emotionalem Druck zum Handeln bewegt werden, statt sich ein möglichst konkretes Bild über eine etwaige Gefährdung zu machen, die für eine Intervention nötigen Schritte zu tun. Aus diesem Grund sind Melder nicht selten ungehalten, wenn eine Sozialarbeiterin versucht, dem Gehalt, den Motiven und dem tatsächlichen Handlungsbedarf im Gespräch mit einem Fremdmelder auf den Grund zu gehen.

Professionelle Helfer reagieren auf eine Fremdmeldung oft in einer widersprüchlichen Weise: Unter dem Druck, den die "Melder" erzeugen, laufen sie Gefahr, den Meldungen ungeprüft nachzugehen und sich zum verlängerten Arm der Melder zu machen. Die entgegen gesetzte Reaktion besteht darin, aus Ärger über eine vermutete Denunziation einer Meldung überhaupt nicht nachzugehen. Dies birgt die Gefahr in sich, dass eine den Beobachtungen zugrunde liegende Gefährdung nicht wahrgenommen werden kann. Deshalb erfordern auch Meldungen, die den Anschein einer Denunziation haben, eine sorgfältige Prüfung.

Nehmen Sie Meldungen in jedem Fall ernst, auch wenn Sie skeptisch sind, sich bedrängt fühlen oder von vorneherein den Eindruck einer falschen Beschuldigung haben. Wenn der Melder sich von Ihnen angenommen fühlt, erfahren Sie mehr über den tatsächlichen Gehalt der Meldung.

Im Sinne einer vorläufigen telefonischen Abklärung, ob eine akute Gefährdung vorliegt, können Sie die folgenden Fragen stellen:

- Wie alt ist das Kind?
- Welche sozialen Kontakte hat es?
- Was hat der Melder wirklich wahrgenommen?
- Wie oft, wann zuletzt?
- Wie ist der Kontakt des Melders zur betroffenen Familie?

Drittmeldungen erfordern nicht immer eine unmittelbare Reaktion im Sinne einer Krisenhilfe. Häufig währt das geschilderte Problem schon länger und der Auslöser der Meldung steht nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem geschilderten Problem. Vorsicht ist aber bei Meldungen geboten, die Säuglinge betreffen; sie können in Versorgungsnotlagen rasch in gesundheitliche Gefährdungssituationen und auch in Lebensgefahr kommen.

In aller Regel sollten Sie Fremdmelder zu einem persönlichen Gespräch einladen. Im persönlichen Kontakt können Sie den Gehalt der Meldung und auch die Hilfsmöglichkeiten des Melders prüfen und gegebenenfalls unterstützen. In der Regel haben Fremdmelder ein ambivalentes Verhältnis zu einem persönlichen Gespräch z. B. im Jugendamt oder einer Kinderschutzberatungsstelle. Einerseits ist ihnen die Meldung ein dringendes Anliegen, andererseits fürchten sie den Ärger mit den von der Meldung Betroffenen.

Checkliste für Helfer bei Fremdmeldungen

- Warum ruft der Melder mich/meine Institution an? Welche Vorstellungen hat er von meinen Eingriffsmöglichkeiten und -pflichten? Viele Melder fordern: "Da müssen Sie doch was machen!"
- Welche Zielvorstellungen des Eingreifens hat er dabei? Sind seine Vorstellungen eher Hilfe orientiert und könnte er dabei eine eigene Aufgabe übernehmen oder will er, dass die Eltern z. B. "zur Rechenschaft gezogen werden"?
- Was weiß, vermutet der Melder? In der Tendenz vermuten Melder eher Schlimmeres als tatsächlich geschieht, wobei ihnen ihre eigenen projizierten Erziehungserlebnisse als Kind und Jugendlicher oft ihre Wahrnehmungen verzerren. Bei genauem Nachfragen kann ihr Wissen über die Situation des Kindes und seiner Familien aber auch genauer sein, als sie selber gedacht hatten.
- In welchem Beziehungszusammenhang steht der Melder mit der Familie? Insbesondere bei verwandtschaftlichen Beziehungen des Melders zur Familie ist das Bild, welches der Melder vom Umgang der Eltern mit dem Kind hat von der Qualität der eigenen Beziehung zu dem Kind und/oder den Erwachsenen geprägt. Die geschilderte Gefährdung eines Kindes kann nur im Licht dieser Beziehungen verstanden werden.
- Hat er selbst schon die Familie mit seinem Wissen, seinen Vermutungen angesprochen, angegriffen? Wie tragfähig bzw. wie ungeeignet für die Anbahnung einer weiteren Hilfe ist die Beziehung, die Melder und Familien zueinander haben?
- Ist der Melder bereit bzw. fähig, selbst aktiv mitzuhelfen? Kann er eine Brücke zu den Betroffenen bauen helfen?
- Welche Möglichkeiten der Hilfe hat er?
- Was kann der Melder über die aktuelle Situation der Familie, des Kindes sagen?

- Kann ich den Melder bei meinem Erstkontakt mit der Familie einführen? Ist der Melder bereit aus der Anonymität heraus zu treten?
- Was hat der Melder bislang schon unternommen?

Eine Alternative zum Einladen oder einem Besuch des Fremdmelders in seiner Wohnung kann insbesondere im Bereich von professionellen Krisendiensten darin bestehen, eine von einer Meldung betroffene Familien direkt aufzusuchen. Dem sollte jedoch eine telefonische Abklärung vorausgehen, ob die Meldung seriös ist.

Selbstmelder

Beim Kreis der Selbstmelder ist es nach unseren Erfahrungen so, dass nur ein sehr geringer Teil von Meldern im ersten Gespräch eine Misshandlung explizit anspricht. Es werden eher Erziehungsschwierigkeiten, Schulkonflikte oder Verhaltensauffälligkeiten des Kindes als Grund für eine Beratungsnachfrage genannt.

Scheint für den Berater zunächst diese Situation am "leichtesten" zu sein, sollte er dennoch aufmerksam und sensibel bleiben, d. h. den Inhalt der Meldung nicht vorschnell kategorisieren. Indirekte Meldungen von Familien bzw. "offene Warnungen", wie sie die englischen Kollegen nennen, müssen als solche erkannt, muss die ihnen zugrunde liegende Problematik entschlüsselt werden, sonst wenden sich Hilfesuchende sehr schnell mit dem (berechtigten) Gefühl ab "nicht verstanden worden zu sein". Das Familienmitglied, mit dem man zum ersten Mal (zumeist am Telefon) spricht, sollte man fragen, ob denn die anderen Familienmitglieder von der Beratungsnachfrage wissen, wie sie sich dazu stellen, ob und aus welchen Überlegungen der Melder zunächst allein Beratung und Hilfe suchte.

3. Beratung bei Kindesmisshandlung

Der erste Kontakt - Das Erstgespräch

Es ist in der Hilfe bei Kindesmisshandlung notwendig, sich auf die emotionale Verfassung des misshandelten Kindes und auf die der misshandelnden Eltern einzustellen. Alles, was die Eltern im Zusammenhang mit einer Kindesmisshandlung mitteilen, verschweigen und wie sie handeln, hat einen bedeutenden Beziehungsaspekt gegenüber dem Angebot einer Hilfe. Wenn sie sich gegenüber der Hilfe ablehnend oder indifferent verhalten, dann überwiegend aus zwei Gründen:

- Eltern sind verschlossen und abweisend aus Angst vor Strafe, bzw. um Vorwürfe und Schuldgefühle zu vermeiden. Erfahrungen aus Familiengesprächen zeigen, dass Eltern oft nicht in der Lage sind, die Tatsache, dass sie ihr Kind verletzt haben, emotional alleine zu tragen und zu verantworten. Sie laufen dann Gefahr, dass diese Situation von Helfern als bewusste Verleugnung, als Gleichgültigkeit und als Verweigerung missverstanden wird und sie versuchen, die Eltern eindringlicher und massiver mit der Realität der Misshandlung zu konfrontieren. In den meisten Fällen hat dies aber nur eine Verstärkung der

Verleugnung zur Folge. Ihre Abwehr beginnen die Eltern zu lockern, wenn der Helfer ihre Schwierigkeit, die Realität wahrzunehmen, beharrlich aber geduldig und einfühlsam zur Sprache bringt.

- Eltern sind verschlossen und abwehrend, weil sie Angst vor der Hilfe haben, die sie doch zugleich wollen. Das Angebot einer nicht-aggressiven Beziehung rührt an traumatisierende Beziehungserfahrungen (zu denen auch Erfahrungen mit professionellen Helfern gehören können). Es mobilisiert Misstrauen ob der Vertrauenswürdigkeit des Hilfsangebots und produziert eine Beziehungsabwehr, die die Hilfe oft auf eine schwere Probe stellt. Die Hilfe ängstigt aber auch, weil sie ein ungewohntes Verhalten erfordert: Sich zu öffnen, das verunsichernde Erlebnis einer nicht aggressiven Beziehung zuzulassen, eigene Erfahrungen zur Sprache zu bringen. Aggressive, strafende und kontrollierende Beziehungen, die gerade in von Gewalt belasteten Familien alltäglich sind, sind den Betroffenen vertrauter. Der Helfer erlebt dann das Paradox einer Angst der Eltern vor der zugleich dringend gewünschten Hilfe.

Unter den oben geschilderten Voraussetzungen wird ein erster Kontakt nach einer Kindesmisshandlung von Eltern und Helfern als belastend erlebt. Für die Eltern ist dies in jedem Fall ein unangenehmes und auch unerwünschtes Gespräch: Sie wollten keine Hilfe haben, sondern ihre Probleme im Rahmen der Familie verbergen und bewältigen.

Für Helfer wird der Zugang zur Familie dadurch erleichtert, dass sie die Vorbehalte der Familie gegen einen Kontakt z. B. mit dem Jugendamt, die mit dem Kontakt verbundenen Befürchtungen der Eltern (Schuldvorwürfe, Schamgefühle, Wegnahme des Kindes, Strafverfolgung) und das daraus entstehende verschlossene und defensive Verhalten gegenüber den Eltern ansprechen und ihre Bedenken gegenüber der angebotenen Hilfe zu einem Gesprächsthema machen. Ein von Eltern und Helfern geteiltes Verständnis, dass dies eine unangenehme Gesprächssituation ist, die aber eine Perspektive aus den familiären Notlagen weisen kann, ist die Grundlage dafür, dass die Eltern sich öffnen.

Das Erstgespräch mit der Familie wurde durch die Meldung vorbereitet: Ausgehend von der Meldung sollten Sie sich noch einmal deutlich machen:

- Welche Informationen habe ich über die Familie?
- Von wem habe ich diese Informationen?
- Weiß die Familie von der Meldung?
- Kann ich den Melder nennen?
- Welche Vorstellungen habe ich bislang von der Familie/ dem Familienproblem?
- Mit welcher Zielvorstellung gehe ich in das Gespräch?
- Was kann ich als Brücke zur Familie nutzen?

Grundsätzlich ist festzuhalten: Seien Sie der Familie gegenüber offen, (1) indem Sie die Familie und das, was sie sagt, ernst nehmen, zulassen und annehmen und (2) indem Sie der Familie deutlich und wahrhaft sagen:

- Wer Sie sind, in welcher Institution Sie arbeiten (welche Vorstellungen die Familie mit Ihnen verbinden kann).
- Warum Sie kommen.
- Welches Interesse Sie haben.
- Wie Sie arbeiten und helfen.

Stellen Sie sich beim Erstgespräch, wie auch in den folgenden Kontakten nicht unter Handlungsdruck und -druck.

Beim Erstkontakt geht es darum,

(1) eine Brücke zur Familie zu finden:

- Begegnen Sie dem Misstrauen seitens der Eltern mit ruhigen Informationen und einer genauen Schilderung des Gesprächsanlasses.
- Sprechen Sie konkret beschreibend, nicht urteilend.
- Nutzen Sie das Erstgespräch zum Kennenlernen der Familie und ihrer konkreten Probleme.

(2) eine Beziehung anzubahnen, die tragfähig ist, über intime, schuld- und schambeladene und nicht zuletzt auch manchmal strafrechtlich relevante Geschehnisse zu sprechen:

- Versuchen Sie, die Meinung der Eltern zu dem angesprochenen Problem zur Sprache zu bringen.
- Versuchen Sie, vor allem die Sicht der Eltern auf die Probleme mit dem Kind zur Sprache zu bringen.
- Unterstützen Sie die Eltern, neben der "Problemseite" auch über das zu sprechen, was Eltern und Kind gelingt. Dies vermittelt ein realistischeres Bild und stärkt auch das Selbstvertrauen, das die Eltern für die Annahme von Hilfe brauchen.
- Seien Sie zurückhaltend mit konkreten Hilfsangeboten, solange die Probleme nicht hinreichend geklärt sind. Unter dem Eindruck eines Misshandlungsverdachts sind Klienten wie Helfer oft vorschnell bereit, sich auf Hilfsmaßnahmen zu einigen, obwohl eine begründete Entscheidung mehr Zeit benötigt hätte. Die schnelle "Hilfe" hat dann u. U. die Funktion, sich mit den wirklichen Problemen und ihren Ursachen nicht mehr zu befassen.

(3) Vertrauen aufzubauen:

- Versuchen Sie, sich in die Konfliktlage, die zu einer gewaltsamen Eskalation geführt hat einzufühlen.
- Sichern Sie den Eltern Vertraulichkeit der Gesprächsinhalte zu.

- Machen Sie klar, wie Sie zur Einleitung von strafrechtlichen Sanktionen stehen.
- Machen Sie den Eltern klar, dass Sie helfen wollen. Sie müssen dem Anschein entgegenwirken, dass Sie automatisch eingreifen (z. B. die Kinder wegnehmen) müssten.

Veränderungen, Klärungen können sich erst auf der Grundlage einer vertrauensvollen Beziehung anbahnen, sich sinnvoll nur in einem längerfristigen beziehungsdynamischen Prozess zwischen Familie und Helfer ergeben.

Erwarten Sie daher keine offene, Sie annehmende Familie, erwarten Sie keine geklärte, definierte Beziehung zwischen der Familie und Ihnen, erwarten Sie keine Fakten und genauen Angaben über die Misshandlung. Richten Sie Ihr Gespräch danach aus, überprüfen Sie ihre Rolle als Helfer.

Für das weitere sich entwickelnde Gespräch ist wichtig:

- Vermeiden Sie zu lange Gespräche.
- Geben Sie den Eltern nicht mehr Ratschläge als diese annehmen können und wollen (grundsätzliche Zurückhaltung ist geboten!).
- Seien Sie zurückhaltend in Deutungen und Interpretationen. Bereiche, die Sie im ersten Kontakt ansprechen können, sind die folgenden:
 - Die aktuelle Lebenssituation der Eltern.
 - Schwierigkeiten und Probleme, die das Kind macht.
 - Eindrücke, Erklärungsversuche dazu.
 - Bei mehreren Kindern in der Familie: Unterschiede zwischen den Kindern.

Eine große Unsicherheit im Kontakt zur Familie, besonders im Erstkontakt, bereitet das Problem: "Thematisiere ich die Misshandlung und wie spreche ich sie an?"

Grundsätzlich als Faustregel gilt:

- Vermeiden Sie das Wort Misshandlung; gehen Sie von den Vorinformationen, die Sie haben aus (die medizinische Diagnose einer Misshandlung, die evtl. auch schon den Eltern bekannt ist, ist für die Gesprächsgestaltung eine andere Vorgabe als die Vermutung eines Nachbarn oder die "Zeugenaussage" einer Oma).
- Begeben Sie sich nicht auf die Suche nach dem Täter oder dem Tathergang.
- Stellen Sie die Misshandlung nicht in den Vordergrund des Gesprächs.
- Vermeiden Sie ausgedehnte Diskussionen über die Verletzungen des Kindes.
- Stellen Sie die Vermutungen nicht als Tatsachen dar.
- Sprechen Sie die Personen, von denen Sie etwas erfahren wollen, direkt an.
- Vermeiden Sie in jedem Fall solche Sätze wie "Es wird vermutet, dass Sie Ihr Kind misshandeln." "Der Arzt sagte mir, Sie hätten Ihr Kind misshandelt." "Wir

kommen, um mit Ihnen über die Misshandlung von Stefan zu sprechen. "Wie hat sich denn der Stefan die blauen Flecken zugezogen?" usw.

Nach einer Klinikmeldung z. B. können Sie sagen: "Wir wissen, dass Stefan Verletzungen hat, die er sich nicht selbst zugefügt hat. Wir fragen nicht danach, wie er zu diesen Verletzungen gekommen ist. Wir wissen, dass in einer schwierigen, belasteten Situation in der Familie ein Kind verletzt werden kann, eben weil es mit diesem Kind Probleme gibt. Darüber möchten wir mit Ihnen sprechen und sehen, ob wir Ihnen helfen können."

Das Hilfsangebot

Das Hilfsangebot sollte auf die Problemlage der Familie, die aktuelle Situation bezogen sein, sowie mit den zur Verfügung stehenden Hilfsmöglichkeiten abgestimmt sein.

- Verfallen Sie nicht in eine blinde Form von Aktionismus.
- Überladen Sie die Familie nicht mit Hilfsangeboten, die die Familie nicht wahrnehmen oder nutzen kann.
- Bauen Sie auf die Möglichkeiten und Kräfte der Familie, d. h. entmündigen Sie die Familie durch Ihre Angebote nicht, stärken Sie vielmehr ressourcenorientiert die Eigenkräfte der Familie.
- Machen Sie stützende, keine kontrollierenden Angebote.
- Verdeutlichen Sie Sinn und Zweck des einzelnen Angebots.
- Treffen Sie Entscheidungen nach Möglichkeit gemeinsam mit der Familie.

Drei Ebenen sind dabei zu berücksichtigen:

- Die Versorgungsebene (konkrete Entlastung)
- Die materielle Ebene (Unterstützung)
- Die beraterische Ebene (Gesprächsangebot)

Wenn Sie zu einer Einigung mit der Familie gekommen sind, fassen Sie zum Schluss des Gesprächs noch einmal zusammen:

- Legen Sie die zeitliche Perspektive fest, in der Sie auf der Grundlage der Einigung zusammenarbeiten wollen. (Es ist ratsam, nach dem ersten Kontakt zunächst 5 Gesprächssitzungen zu vereinbaren, nach denen eine erste Zwischenbilanz gezogen wird.)
- Lassen Sie zwischen den Kontakten keine allzu großen Zeitlücken entstehen (zu Beginn höchstens eine Woche); die zeitlichen Abstände der Beratung und Hilfe müssen sich nach der Situation der Familie richten.
- Machen Sie genaue, verbindliche Termine aus.

- Geben Sie der Familie die Möglichkeit, dass sie sich auch außerhalb der Reihe an Sie wenden kann. (u. U. private Telefonnummer/-zeiten, wann Sie am besten zu erreichen sind.)
- Machen Sie keine Versprechungen, die Sie nicht halten können.
- Fassen Sie das im Gespräch Gesagte noch einmal zusammen.
- Notieren Sie für die Familie Ihren Namen mit Adresse und Telefonnummer.

Die beraterische Arbeit am Beziehungskonflikt

Wenn das Kind Symptome zeigt, stellen Sie sich die Frage, woran das Kind und woran die Familie leidet. Welche Beziehungskonflikte drücken sich im Symptom möglicherweise aus? Es erfordert die Diskretion, Empathie und professionelle Ruhe eines Helfers, um eine den Eltern unangenehme familiäre Risikosituation zur Sprache zu bringen. Probleme zu haben, bedeutet immer eine Kränkung und es ist hilfreich, die Anteile des Problems zum Ausgangspunkt zu nehmen, die von den Eltern selber als belastend angesprochen werden.

Welche Sicht haben die Eltern auf die familialen Probleme? Welche Schwierigkeiten macht ihnen das Kind? Welche Notlagen, Überforderungen, Wünsche und Ängste prägen das Verhalten der Eltern? Es ist gut, eine Balance zu finden zwischen einer beschreibenden Haltung, die die Eltern mit dem Problem konfrontiert und einer stützenden, die die Eigenkräfte der Eltern fördert und stärkt.

- Der rote Faden einer Beratung bei Kindesmisshandlung ist: Kindesmisshandlung als Ausdruck einer familiären Konfliktsituation zu behandeln und die Beziehungen, die zu diesem Symptom geführt haben, zum Thema zu machen. Dabei hat die beraterische Arbeit mit Eltern zwei Brennpunkte. Der eine betrifft den Weg vom Symptom (der Misshandlung) zum Konflikt (der Eltern-Kind-Beziehung). Er ist relativ leicht zu gehen, wenn die Eltern offen und kooperationsbereit sind und über sich und ihre Beziehung zum Kind sprechen können.
- Der andere Brennpunkt ist die Beziehung zwischen Eltern und Sozialarbeiter. Man kann fast regelhaft sagen: Wenn nach einer Kindesmisshandlung über die Eltern-Kind-Beziehung nicht offen gesprochen werden kann, muss erst die Eltern-Sozialarbeiter-Beziehung geklärt werden. Denn dies ist die Beziehung, in der die Eltern über ihre Schwierigkeiten mit ihrem Kind sprechen sollen. Der zweite Brennpunkt der Beratung bei Kindesmisshandlung besteht somit darin, zu klären, warum die Eltern mit dem Sozialarbeiter z. B. nicht offen über eine Verletzung sprechen können, die das Kind sich nicht alleine zugefügt haben kann.
- Im Verhalten der Eltern spielt eine große Rolle, welche Folgen sie bei einem eventuellen "Geständnis" befürchten: Unerträgliche Schuldgefühle oder die Angst, das Kind weggenommen zu bekommen, der Kontrolle durch das Jugendamt ausgesetzt oder einer Strafverfolgung wegen Kindesmisshandlung unterworfen zu sein.

- Für die Offenheit der Eltern ist es von Bedeutung, inwieweit das Verhalten des Sozialarbeiters ihren Befürchtungen bzw. ihren Hoffnungen entspricht. Es ist beraterisch hilfreich, wenn er einige dieser Befürchtungen ausräumen kann, indem er z. B. deutlich macht, dass das Jugendamt oder die Beratungsstelle eine Hilfeeinrichtung ist und dass es hier nicht um Strafverfolgung geht, dass es die Aufgabe der Fachkräfte in der Jugendhilfe ist, die Familie dabei zu unterstützen, die Rechte und das Wohl von Kindern zu gewährleisten. Die Wahrung der Vertraulichkeit der Gesprächsinhalte (Sozialdatenschutz) ist dabei wichtig. Die beraterische Arbeit kann so manche der unausgesprochenen Ängste der Eltern zur Sprache bringen und ausräumen.
- Immer wieder ist ein erheblicher Teil der Arbeit darauf zu konzentrieren, wie das Problem aussieht, wie die Eltern es sehen. Für einen beraterischen Fortschritt ist es nötig, dass der Sozialarbeiter sich zeitweilig mit den Überforderungen und auch mit den Aggressionen der Eltern identifizieren kann (die Fähigkeit, sich vorübergehend z. B. mit der Wut und dem Hass der Eltern zu identifizieren, ist eine beraterische Fähigkeit und bedeutet nicht eine Billigung ihres Handelns). Die Erfahrungen in der Beratungsarbeit zeigen, dass, wenn es gelingt, die Affekte, die sich in der Misshandlung austoben, in die Beratungsbeziehung hineinzubekommen und sie dort "zur Sprache" zu bringen, die Gefahr sich wesentlich verringert, dass sie in einer Misshandlung agiert werden. Auch insofern konzentriert sich die beraterische Arbeit darauf, die konflikthaftern Alltagssituationen und die Eltern-Kind-Beziehungen, die diesen Konflikten zugrunde liegen, so konkret wie möglich zur Sprache zu bringen.
- Eine Sozialarbeiterin, die im Beratungsgespräch den Eindruck bekommt, dass die Schilderungen der Eltern über Konfliktsituationen sehr unklar und unscharf bleiben, damit der Konflikt zwischen den Eltern und dem Kind nicht deutlich und offenkundig wird, wird vermuten, dass diese Unklarheit daher kommt, dass die Eltern sich ihren Interessenkonflikt mit ihrem Kind nicht deutlich vor Augen führen wollen und sie ihn selbstverständlich auch vor der Sozialarbeiterin verheimlichen wollen (die verschiedenen Gründe hierfür wurden oben schon genannt). Statt nun immer beharrlicher in die Eltern einzudringen und sie zu mehr Offenheit und Klarheit aufzufordern, kann die Sozialarbeiterin gegenüber den Eltern vermuten, dass diese Unklarheit der Anwesenheit der Sozialarbeiterin geschuldet ist und die Eltern nicht wissen, wie diese reagieren wird, wenn die Eltern offen über ihre Auseinandersetzungen mit dem Kind sprechen.
- Die beraterische Arbeit besteht aus einem Wechselspiel unterschiedlicher Methoden: Zum einen wird, wie oben beschrieben, der Widerstand der Eltern gegen die Hilfe und gegen die Beschäftigung mit ihren Problemen einfühlsam und beharrlich zum Thema gemacht, zum anderen wird an den konkreten Alltagssituationen, die die Eltern beschreiben, versucht, sie mit den Wünschen, Überforderungen, Enttäuschungen, Ablehnungen usw. zu konfrontieren und ihnen zu helfen, dass sie zwischen den eigenen Bedürfnissen und

denen ihres Kindes Kompromisse eingehen können, die dem Kind Wachstumschancen lassen.

4. Zur Arbeit mit unfreiwilligen Klienten - Die Arbeit am Widerstand

In der Sozialarbeit setzen, wie wir oben schon angedeutet haben, die Klienten der Bemühung, sie von ihrem Leiden zu befreien, ihre Probleme zu bewältigen, "anhaltenden Widerstand entgegen."³ Es sei wie beim Zahnarzt: Mit unerträglichen Zahnschmerzen gehe man zum Zahnarzt und falle dann diesem in den Arm, wenn er sich dem kranken Zahn mit der Zange nähere.

In der Sozialarbeit, vor allem bei unfreiwilligen Klienten, die von sozialen Diensten erfasst, einbestellt, aufgesucht werden, kommt hinzu, dass sich in der helfenden Beziehung zugleich die politische Frage des Verhältnisses vom Staat zum Bürger bemerkbar macht. Jeder Zugang zum Hilfesystem ist nämlich immer auch abhängig vom Kontext der Rechte und Pflichten sowohl der Behörden wie auch des Bürgers. Zwang und Rechtlosigkeit bzw. Rechtseinschränkung sowie Ermittlung und Strafverfolgung tragen zur Herausbildung spezifischer Widerstände, eine Hilfe anzunehmen oder zu nutzen, bei.

Widerstand ist eine Opposition, es handelt sich um Gegenkräfte mit Abwehrfunktion. "Was immer die Fortsetzung der Arbeit stört, ist ein Widerstand."⁴ Es handelt sich vor allem um Kräfte, die gegen den Wunsch (oder die Notwendigkeit) arbeiten, sich oder eine Situation zu ändern. Es gibt bewusste, vorbewusste und unbewusste Widerstände. Der Widerstand ist "mannigfaltig, höchst raffiniert, oft schwer zu erkennen."⁵

In der Psychoanalyse - aber auch in der Sozialarbeit - ist der Widerstand vor allem gegen die Grundregel (der freien Assoziation), oder überhaupt dagegen gerichtet, sich auf die Hilfebeziehung einzulassen (Widerstand gegen das Setting, gegen die Beratung). Im einzelnen zeigt sich der Widerstand in verschiedenen Formen:

- **Keine Einfälle**, Pausen, Entwertungen der Einfälle, des Gesagten oder Vorbrachten ("Das ist jetzt unwichtig"/ "Das ist dumm, wenn ich das so sage."), wie überhaupt Blockierungen: Es geht nicht voran, alles ist wie gelähmt bzw. vor offenbar wichtigen, ja entscheidenden Sachverhalten hält man ein oder verneint ihre Bedeutung ("Nein, mit Sexuellem hat das jetzt nichts zu tun...").
- **Intellektuelle Einwände**, ein Kampf mit Argumenten, in der Sozialarbeit oft in Auseinandersetzungen um Erziehungsfragen, werden Debatten angezettelt, spielen Rechthabereien eine Rolle. Die Klienten wollen die Berater/ Sozialarbeiter widerlegen.

³ Vgl. Freud, S.: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Ges. Werke, Bd. XI (1917), 19. Vorlesung : Widerstand und Verdrängung), S. 296.

⁴ Freud, S.: Die Traumdeutung (1900), Ges. Werke, II-III, S. 521

⁵ Freud, S.: Vorlesungen, S. 297

- **Beziehungsmäßige Wiederholungen/ Übertragungen**, wobei die Helfer als Figuren der Vorgeschichte gesehen werden, was sich z. B. als übertragene Vater- oder Mutterkonkurrenz bzw. in überzärtlichen, verliebten Neigungen zeigt.
- **Nutzung äußerer Störungen**, um auszuweichen ("Der Bus war zu spät!") bzw. fallen überhaupt Externalisierungen des Problems auf, also Verlagerungen des Problems nach außen ("Und in der Schule hat ihn ja auch niemand gemocht!").

So gestaltet sich der Widerstand beispielsweise als:⁶

- Schweigen (mit entsprechender Körperhaltung, Bewegung oder mit bestimmtem Ausdruck)
- Affektlosigkeit bzw. Unangemessenheit der Affekte
- starre Körperhaltung
- Fixierung in der Zeit
- Trivialisierung bzw. Externalisierung des Materials
- Vermeidung bestimmter Themen (Sexuelles, Aggressives, Beziehungsmäßiges - vor allem in Richtung des Beraters, der Beraterin)
- Starrheiten (Stereotype, Routine, ständig 'guter' Klient)
- Sprache des Vermeidens (Klischees, Fachwörter, sterile Sprache)

Widerstand ist eine Handlung⁷ (er ist ein operationales Konzept). Er liegt nahe, da er auch bisher im Leben des Klienten (erfolgreich) benutzt worden ist. Der Widerstand hat insofern eine szenische Struktur und eine oft rasante Dynamik.

Gerade das Schwanken des Widerstandes ist häufig. Er hat es an sich, anzusteigen (gerade bei bestimmten Themen und Problemen) und sich bis zum Höhepunkt aufzuschwingen und dann wieder abzuklingen (und dann kommt er wieder!).

Der Widerstand kennt ein ständiges Neuangreifen. Es handelt sich um nicht zu unterschätzende Kräfte. ("Es sind dieselben, die bei der Symptombildung eine Rolle gespielt haben." - S. Freud)

⁶ Wir greifen hier die Systematisierung Ralph Greenson's auf. Vgl.: Greenson, R.: Technik und Praxis der Psychoanalyse. Stuttgart: Klett, 1975, S. 71 ff.

⁷ Vgl. Buchholz, M.: Die unbewusste Familie. Psychoanalytische Studien zur Familie der Moderne. München: Pfeiffer, 1995. / Buchholz, B.: Psychoanalytische Methode und Familientherapie. Frankfurt a. M.: Fachbuchhandlung für Psychologie, 1982, insbesondere S.129 ff.

Wie können wir produktiv mit dem Widerstand umgehen?

- Wir müssen ihn vor allen Dingen anerkennen, als eine wirkliche Leistung - jedenfalls als das einzig Mögliche und nicht selten als das Beste, was der Klient uns bieten kann.
- Wir müssen ihn wahrnehmen, ihn ins Auge fassen, also registrieren, wie der Klient Widerstand leistet.
- Wir müssen versuchen zu verstehen, wogegen sich der Widerstand richtet.

Wir müssen untersuchen, was der Grund des Widerstandes ist. (Generell soll er natürlich schmerzliche Affekte vermeiden helfen, stellt er einen Versuch dar, einen traumatischen Zustand oder eine unangenehme Situation zu vermeiden.)

Methodisch gewendet, heißt das:

- Wir müssen die Tatsache des Widerstandes ansprechen, den Widerstand thematisieren, die Klienten mit unserer Wahrnehmung konfrontieren.
- Wir müssen Form und Inhalt des Widerstandes dialogisch klären.
- Wir müssen ihn dann deuten und durcharbeiten.

Familienwiderstände⁸

(1) Widerstände im Zugang

Viele Familien, in denen es zu Misshandlungen gekommen ist, sind unfreiwillige Klienten von Hilfeinrichtungen, insbesondere der öffentlichen Jugendhilfe. Deswegen gibt es nicht selten einen generellen Widerstand gegen die Hilfe, z. T. auch wegen eigener negativer Vorerfahrungen. Jedenfalls sind ambivalente Einstellungen außerordentlich häufig. Einerseits spürt man die Dringlichkeit, dass etwas geschehen müsste (in der Ehe, im Verhältnis zu den Kindern, überhaupt), andererseits fühlen sich viele Klienten der Sozialarbeit doch auch gekränkt, dass es Probleme gibt, dass man sie nun entdeckt hat, dass sie öffentlich geworden sind.

Viele Familien verlegen sich daher darauf, sich entweder dümmer darzustellen, als sie sind (Briefe seien nicht angekommen, Termine seien nicht ausgemacht worden, nein, dem Partner habe man nicht Bescheid gesagt, der habe damit ja gar nichts zu tun, etc.) oder die Probleme überhaupt zu verleugnen ("Wir wissen gar nicht, worum es geht."). Eine solche Verleugnung ist nun nicht einfach eine

⁸ Vgl. insbesondere: Beiderwieden, J./ Windaus, E./ Wolff, R.: Jenseits der Gewalt. Hilfen für misshandelte Kinder. Basel; Frankfurt a.M.: Stroemfeld/ Roter Stern, 1986, insbesondere S. 276 ff. und: Kagan, R./ Schlosberg, S.: Families in Perpetual Crisis. New York; London: W.W.Norton & Co., 1989, vor allem S. 49-68, denen wir viele Anregungen verdanken.

Bosheit, sondern stellt eher einen Versuch dar, die Selbstachtung aufrecht zu erhalten.

Anstatt nun in einen Machtkampf um die richtige Beziehungsdefinition sich zu stürzen, ist es hilfreich:

- Zu bekräftigen, dass man nicht gebeten worden sei, zur Familie zu kommen, und dass es nicht einfach sei, mit jemandem vom Jugendamt, den man zudem noch gar nicht kenne, überhaupt zu sprechen und Fragen des Familienlebens zu erörtern. Andererseits: ist es wichtig, zugleich ruhig zu sagen, dass es zu den eigenen dienstlichen Aufgaben als Sozialarbeiter oder als Sozialarbeiterin gehört, auf eine Familie zuzugehen und sowohl die Eltern als auch die Kinder zu unterstützen. Das hieße auch, gerade wenn es einmal eine besondere Situation gebe, auf Familien einfach zuzugehen. Manchmal würden auch andere das Jugendamt bitten, mit einer Familie Kontakt aufzunehmen.
- Die Familie zu bitten, ihre Einwände und Bedenken nicht gleich aufzugeben und eher zu überlegen, was in der Beziehung jetzt zum Helfer eine Rolle spielt: "Ich spüre ja, dass Sie zögern, etwas auszusprechen, was Sie jetzt beschäftigt. Es scheint ja so zu sein, dass zwischen uns eine Mauer steht oder dass mein Besuch, Anruf, dieses Gespräch bei Ihnen nicht gerade Begeisterung sondern vielmehr eine Reihe von Fragen ausgelöst hat. Vielleicht können wir darüber sprechen. Es ist ja ganz natürlich, dass man manchmal bei einem Besuch einer Sozialarbeiterin sagt: "Das hat uns ja gerade noch gefehlt!"
- Die Familie aufzufordern, ihre Sicht der Dinge darzulegen. Sie würde ja die Familie jedenfalls besser kennen, als jeder Außenstehende dies könnte. "Vielleicht können Sie mir sagen, worum es Ihres Erachtens geht."

(2) Widerstand als die Beschuldigung des anderen

Gerade wenn ein Kind zum Indexpatienten bzw. zum Problemträger ("Sündenbock") geworden ist, ist die Beratung oft schnell blockiert. Wer einen anderen beschuldigt, wehrt die eigene Beteiligung ab. Es geht also in der Beratung vor allem darum:

- Alle möglichst zu beteiligen!
Man kann einwerfen: "Sie sehen es jetzt so. Wie sehen es die anderen." Und dann der Reihe nach: "Vielleicht sagen Sie einmal, wie ihre persönliche Sicht ist, worum es in ihrer Familie geht."
- Manchmal ist es auch nötig (wenn es gar nicht aufhört!), die Beschuldigungen zu stoppen: "Vielen Dank. Das habe ich jetzt verstanden." Und dann kann man den Beschuldigten ansprechen: "Ihre Frau schildert Sie als ziemlich gewalttätig. Wie sehen Sie es selbst?" Oder: "Deine Mutter, hat gerade gesagt, dass Du immer alles falsch machst. Stimmt Du der Sicht Deiner Mutter zu? Oder geht es Dir um etwas ganz anderes?"

(3) Widerstand als Krankheits-Label: "Er ist krank; er ist nicht ganz richtig im Kopf!"

Diese Form der Verlagerung ist häufig ein Versuch, die Familie zu stabilisieren und gleichzeitig eine Veränderung der Familiensituation abzuweisen. Die Entlastung, die eine solche Problemdefinition bietet, darf nicht unterschätzt werden. Am weitesten führt: erst einmal mit dem Widerstand zu gehen. D. h. ruhig andere Fachleute für die spezielle Krankheit einzuschalten.

Das hat auch den Vorteil, dass bestehende körperliche und geistige Beeinträchtigungen abgeklärt werden können. Soweit man selbst ausreichend qualifiziert ist, kann man die Sorge wegen einer bestimmten Krankheit nutzen, um mit der Familie eine genaue und ausführlichere Familienanamnese zu machen.

(4) Widerstand als Vermeidung: "Mein Mann konnte leider nicht mitkommen!"

Gerade bei "Krisenfamilien" ist es nicht einfach, überhaupt alle zu einem Gespräch zu bringen. Gerade beim allgemeinen Sozialdienst des Jugendamtes bleibt daher das Setting häufig unvollständig. Man kann nicht einfach darauf bestehen, dass alle kommen. Aber man sollte diesen Widerstand auch nicht einfach übergehen. Manchmal braucht man eine Weile, bis es gelingt, gerade die entscheidenden Familienmitglieder dazu zu motivieren, an der Beratung teilzunehmen.

Hilfreich ist:

- Die nicht-vollständige Sitzung erneut anzuberaumen: "Ihr Mann ist einfach zu wichtig, als dass wir ohne ihn anfangen könnten. Lassen Sie uns einen neuen Termin machen, an dem es auch Ihrem Mann möglich ist zu kommen (oder da zu sein)!"
- In der Sitzung ohne das fehlende Familienmitglied offen auszusprechen, dass es gerade jetzt (bei dem gerade behandelten Problem) hilfreich wäre, wenn derjenige oder diejenige, die fehlt, da wäre. Und wie gut es wäre, wenn er/ sie uns allen helfen könnte.
- Eine Meta-Position einzunehmen und zu sagen: "Soundso wird wissen, wann es für ihn/ sie möglich (sicher) ist, hier teilzunehmen."

(5) Widerstand als Hilflosigkeit: "Das nützt ja doch nichts!"

Zwei Reaktionen bewirkt dieser Widerstand: Helfer übernehmen die Führung und kompensieren die angebliche Hilflosigkeit durch rastlose Tätigkeit; andere wiederum machen das Gegenteil und stellen Forderungen an die Familie, sich doch zu bewegen, selbst was zu tun. Dabei wächst der Druck. Beides führt in der Regel nicht besonders weit.

Hilfreich ist :

- Eine paradoxe Reformulierung zu versuchen: "Sie scheinen ein großes Opfer zu bringen: Sie alle strengen sich an, so hilflos wie möglich zu werden und niemals andere für Ihre Familienangelegenheiten zu bemühen. Sie werden das vermutlich auch so weitermachen. Ich muss lernen, das zu akzeptieren."
- Die eigene Helfer- und Berater-Rolle zu unterlaufen.
So kann man die Familienmitglieder fragen, was sie davon halten, wenn andere Leute ihr sagen, was sie tun sollen. Die Antwort ist natürlich: "Nichts!" Und dann kann man weiter fragen: "Möchten Sie das unter Umständen ändern?" Wirksam ist auch: die Familie zu bitten, sie solle einen stoppen, wenn man dabei ist, der Familie zu sagen, was sie tun soll.

Zusammenfassend:

- Das Konzept des Widerstands ist ein wichtige Hilfe, um das Verhalten und Erleben von Eltern in konflikthaften Familiensituationen, in denen sie mit anderen Menschen in Kontakt kommen, zu verstehen.
- Die Eltern widerstehen einer Offenlegung der Misshandlung und ihrer Ursachen, weil diese mit unerträglichen Scham- und Schuldgefühlen, mitunter auch mit Vernichtungsängsten aufseiten der Eltern verbunden wäre. Angst vor den möglicherweise drohenden Folgen wie Wegnahme des Kindes und Strafverfolgung sind andere eher bewusste Gründe. Ein solcher Widerstand hat die Funktion eines Schutzmechanismus, er schützt davor, etwas wahrzunehmen, was entweder zu unangenehm wäre und/oder eine Überforderung der seelischen Kräfte zur Folge hätte, er bewahrt jemanden auch davor, sich auf eine Beziehung (z. B. mit einer Sozialarbeiterin) einzulassen, die als bedrohlich erlebt wird. Allgemeiner richtet sich ein Widerstand dagegen, die dem Bewusstsein nicht offen zugänglichen Motive des eigenen Handelns wahrzunehmen.
- Widerstände haben somit eine seelische Schutzfunktion, die die bewussten Anteile der Persönlichkeit vor Wahrnehmungen und Empfindungen schützt, denen man sich aus den verschiedensten Gründen nicht gewachsen sieht. Insofern kommt diesem Schutzverhalten eine lebenswichtige seelische Funktion zu.
- Diese Widerstände können sehr unterschiedliche Ausdrucksformen annehmen. Im Hilfeprozess bei Kindesmisshandlung äußern sie sich oft darin, dass die Erwachsenen überhaupt versuchen, eine Beziehung zum Berater zu vermeiden - dies ist die sicherste Art, der Offenlegung seelischer Konflikte aus dem Weg zu gehen und der Begegnung in einer helfenden Beziehung auszuweichen.
- Nicht selten bekommen Berater diese Widerstände zu spüren, vor allem wenn sie gegen sie anrennen. Als Zorn, als Müdigkeit als Kopfschmerzen machen sich solche Widerstände bemerkbar, die man selber erzeugt, wenn man als

Berater gegen einen solchen Widerstand anrennt. Unter dem Druck einer Kindesmisshandlung und einem hohen eigenen Verantwortungsdruck missverstehen Berater/ Sozialarbeiter dieses Verhalten häufig als bewusste Verweigerung. Sie neigen dann dazu, den Widerstand einfach zu ignorieren oder zu überrennen. Sie werden damit jedoch keine kooperative beraterische Beziehung zu den Klienten herstellen können.

- Es ist möglich, einen anderen Weg einzuschlagen! Das Wichtigste ist, den Widerstand als eine Kraft anzuerkennen, die sich zwar gegen notwendige Veränderungen, gegen einen Fortschritt im Hilfeprozess richtet, man kann ihn aber gerade deswegen nutzen für den Aufbau einer offenen, belastbaren beraterischen Beziehung, die die vorhandenen Konflikte nicht ausklammert, sondern thematisiert. Jeder gemeinsam überwundene Widerstand der Klienten stärkt die beraterische Beziehung und trägt dazu bei, dass die Eltern ihre Kräfte zum Schutz ihres Kindes einsetzen können. Dies kann z. B. auch darin enden, dass Eltern sich nach einer Klärung der bestehenden Probleme dazu entscheiden können, sich von ihrem Kind zu trennen und einer Hilfe zur Erziehung außerhalb der Familie zuzustimmen.

5. Inobhutnahme - Hilfen zur Erziehung bei Kindeswohlgefährdung und gleichzeitiger Hilfeabwehr⁹

Voraussetzung für eine verantwortliche und erfolgreiche Hilfepraxis, wenn ein Kind in seiner Entwicklung gefährdet und bedroht ist und die Sorgeberechtigten keine Hilfe suchen oder akzeptieren, ist ein kritisches Verständnis der Komplexität einer Kindeswohlgefährdung.

Jede Kindeswohldiskussion hat es mit dem Dilemma unbestimmter Rechtsbegriffe und relativer Wertsetzungen zu tun, deren Charakter als interpretatorische Konstruktion durch bloße Feststellungen nicht aufgehoben wird. Kindeswohl ist nur über Kommunikation bestimmbar. Deren Eckpfeiler sind: die Grund- u. Freiheitsrechte der Familie und der Sorgeberechtigten, die Rechte und Entwicklungsbedürfnisse eines Kindes und die Grenzen und Reichweite staatlicher Rechte, in die grundrechtlich geschützte Privatsphäre einzugreifen.

Dabei lautet die entscheidende Frage: Was legitimiert den Staat, in die Lebensverhältnisse eines Kindes einzugreifen, um dessen Wachstum und emotionale Entwicklung zu schützen?

⁹ Reinhart Wolff hat diesen Abschnitt für die Neufassung dieses Handbuchs zur Verfügung gestellt; er ist einer demnächst erscheinenden Studie zur Qualitätssicherung in der Kinderschutzarbeit entnommen. Vgl. im übrigen: die wichtigen Beiträge von Joseph und Sonja Goldstein, Anna Freud und Albert Solnit. Die Trilogie ist in dt. Übersetzung erschienen: Goldstein, J./ Freud, A./ Solnit, A.: Jenseits des Kindeswohls. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1974; Goldstein, J./ Freud, A./ Solnit, A.: Diesseits des Kindeswohls. Frankfurt a.M., 1982; Goldstein, J./ Freud, A./ Solnit, A./ Goldstein, S.: Das Wohl des Kindes. Grenzen professionellen Handelns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988.

Was berechtigt, in die Rechte von Eltern einzugreifen, die Autonomie einer Familie einzuschränken und das Recht auf familiäre Integrität (Unverletzlichkeit) in Frage zu stellen?

Wir antworten:

- Die Verletzung von gesetzlich verankerten Pflichten (z. B. Schulpflicht, Gesundheitsschutz, Jugendschutzbestimmungen) [Hier gibt es in unserer Gesellschaft eine weitgehende Übereinstimmung.]
- Die Verletzung von Standards der Gewährleistung des Kindeswohls [Hier gibt es in unserer Gesellschaft nur eine relative oder keine Übereinstimmung.]

Grundorientierung für gute Fachpraxis:

- Die Bedürfnisse des Kindes müssen Ausgangspunkt aller Entscheidungen und Handlungen sein.
- Die Integrität der Familie sollte möglichst erhalten werden, denn das Kind hat ein Recht auf autonome Eltern und den Schutz der Privatsphäre.
- Der Staat ist strukturell inkompetent, die Elternrolle zu übernehmen. Daraus folgt das Prinzip des möglichst minimalen Staatseingriffs, struktureller Zurückhaltung in der Ausübung staatlicher Macht.
- Handlungsleitend ist daher: Welcher Vorschlag ist die am wenigsten schädliche Lösung?

Kindeswohl heißt: die Befriedigung der Bedürfnisse eines Kindes sind gewährleistet.

Welche Bedürfnisse müssen befriedigt werden?

- körperliche (das Kind muss gepflegt, ernährt, versorgt und geschützt werden);
- emotionale, beziehungsmaßige (das Kind braucht Liebe, Annahme und Zuwendung, Objekte und Orientierung, aggressive und libidinöse Wünsche zu leben und zu bewältigen, tragfähige Beziehungsmuster, in denen das Selbst des Kindes wachsen kann);
- intellektuelle (das Kind muss gefördert werden, seine geistigen Kräfte zu entfalten und seine Kompetenzen zu entwickeln);
- moralische (das Kind braucht moralische Orientierungen, die konsistente Sinnkonstruktionen ermöglichen).

Kinderschutz-Ziel:

Wir müssen versuchen, bei Unterbringungen misshandelter Kinder außerhalb ihrer Familie die am wenigsten schädliche Alternative zur Familie zu verwirklichen!

Typische Probleme im Zugang bei Fällen von Kindeswohlgefährdung

- Es handelt sich in der Regel um zugewiesene, nicht-freiwillige Klienten.
- Es sind häufig viele andere "Helfer"/ Fachkräfte/ Institutionen beteiligt.

- Familien/ Eltern haben in der Regel eine andere Problemsicht als die Fachkräfte im Hilfesystem.
- Die augenblickliche Problematik hat in der Regel eine längere Vorgeschichte (auch institutionelle Vorgeschichte).
- Die Kindeswohlgefährdung stellt eine komplexe, mehrdimensionale (nicht einfache) Beeinträchtigung eines Kindes dar (und kann in körperlicher, seelischer, entwicklungsmaßiger, intellektueller, sozialer und moralischer Hinsicht beschrieben werden).

Mögliche Haltungen bei einer vermuteten Kindeswohlgefährdung

- Man kann versuchen, sich nicht emotional überwältigen zu lassen und nicht in Panik zu verfallen.
- Man kann solidarisch und offen mit den Betroffenen Kontakt aufnehmen und das wahrgenommene Problem (den Konflikt, die möglicherweise bestehende Kindeswohlgefährdung) mit den Eltern und Kindern besprechen.
- Man kann Ruhe bewahren und sich Zeit nehmen für eine nüchterne Untersuchung der gesamten Situation, also eine gründliche Anamnese machen.
- Man kann vorsichtig sein und sich für verschiedene Deutungs- oder Versteheralternativen offen halten.
- Man kann sich Hilfe holen:
 - beim Team,
 - durch Supervision,
 - bei Leitungskräften,
 - bei einer anderen Einrichtung, z. B. bei einer Beratungsstelle oder
 - bei einer familientherapeutischen Ambulanz.
- Man kann eine genaue Risikoeinschätzung treffen.
- Man kann konkrete Hilfen vorschlagen und gewähren.
- Man kann zum Schutz eines Minderjährigen eingreifen,
 - indem man die Betroffenen nicht allein lässt,
 - indem man eine Soforthilfe organisiert,
 - indem man ambulante und/oder stationäre erzieherische Hilfen organisiert,
 - indem man ein Kind in Obhut nimmt,
 - indem man das Familiengericht anruft.

Um zu entscheiden, ob eine Hilfe zur Erziehung außerhalb der Familie (eine Fremdunterbringung eines Minderjährigen) angezeigt ist, müssen drei Hauptfragen beantwortet werden:

- Wie groß ist das Risiko einer Kindeswohlgefährdung, wenn das Kind in seiner Familie verbleibt?

- Welche konkreten Gründe sprechen für eine Fremdunterbringung außerhalb der Familie als die am wenigsten schädliche Alternative?
- Welche Form außerfamiliärer Erziehungshilfe ist in Anbetracht der Entwicklungsbedürfnisse des Kindes angezeigt?

Risikoeinschätzung

Die Einschätzung des eventuell vorhandenen Risikos in einer Familie gelingt am besten, wenn vier Fragen beantwortet werden:

- Inwieweit ist das Wohl des Kindes durch die Sorgeberechtigten gewährleistet oder ist dies nur zum Teil oder überhaupt nicht der Fall? (**Gewährleistung des Kindeswohls**)
- Sehen die Sorgeberechtigten und die Kinder selbst ein Problem oder ist dies weniger oder gar nicht der Fall? (**Problemakzeptanz**)
- Stimmen die Sorgeberechtigten und die Kinder mit den beteiligten Fachkräften in der Problemkonstruktion überein oder ist dies weniger oder gar nicht der Fall? (**Problemkongruenz**)
- Sind die betroffenen Sorgeberechtigten und Kinder bereit, die ihnen gemachten Hilfeangebote anzunehmen und zu nutzen oder ist dies nur zum Teil oder gar nicht der Fall? (**Hilfeakzeptanz**)

Die Beurteilungen sollen in einer quantitativen Skala erfasst werden, um die Risikoeinschätzung zu konkretisieren:

Bewertungsraster - Risikoeinschätzung

	sehr gut 1	2	3	4	mangelhaft 5
Gewährleistung des Kindeswohls					
Problemakzeptanz					
Problemkongruenz					
Hilfeakzeptanz					
Bewertung	1 + 2 + 3 + 4 : 4 = [Risikorate]				
Bei einer Rate, deren Wert größer als 4 ist (nicht ausreichend), ist eine Inobhutnahme bzw. Fremdunterbringung angeraten.					

Faktoren, die bei der Einschätzung der Gewährleistung des Kindeswohls eine Rolle spielen:

- Das Ausmaß/ die Schwere der Beeinträchtigung, Schädigung (Misshandlung, Vernachlässigung)
- Die Häufigkeit/ Chronizität der Schädigung (Misshandlung und Vernachlässigung)
- Die Verlässlichkeit der Versorgung durch die Sorgeberechtigten
- Das Ausmaß und die Qualität der Zuwendung der Sorgeberechtigten zum Kind und dessen Annahme
- Die Qualität der Erziehungskompetenz der Sorgeberechtigten
- Die Selbsthilfekompetenz des Kindes (entsprechend seinem Alter und Entwicklungsstand), seine Widerstandsfähigkeit ("Resilience") und die Fähigkeit, Hilfe zu holen.

Allgemeine Gründe für Fremdunterbringung liegen in der Regel vor:

- wenn Sorgeberechtigte abwesend, verschwunden oder tot sind und Elternersatzpersonen nicht einsetzbar oder ausreichende ambulante Hilfen nicht möglich sind;
- wenn Eltern unwiderruflich ihre Elternschaft abgeben und ein Kind aufgeben wollen;
- wenn Kinder schwer (d. h. erheblich und chronisch) misshandelt, vernachlässigt oder sexuell missbraucht werden (vor allem wenn es sich um Säuglinge und Kleinkinder handelt) und wenn ambulante Hilfen nicht angenommen werden oder nicht greifen;
- wenn auf der Seite der Sorgeberechtigten schwere und chronische Ablehnungen der Kinder und parentale Erziehungsschwierigkeiten bestehen, die zu erheblichen Entwicklungsbeeinträchtigungen der Kinder geführt haben, die ambulant nicht behandelt oder überwunden werden können;
- wenn erhebliche unumkehrbare Pubertäts- und Ablösungskonflikte von Jugendlichen auf dem Hintergrund familialer Beziehungsstörungen vorliegen (insbesondere bei nicht erfolgreich neu zusammengesetzten und bei gescheiterten Adoptiv- u. Pflegeverhältnissen);
- wenn schwere psychische Krankheiten und/ oder chronische Suchtabhängigkeit dazu führen, dass die Sorgeberechtigten ihre elterlichen Pflichten nicht verlässlich wahrnehmen (können) und ambulante Hilfen nicht angenommen werden oder erfolglos bleiben;
- wenn notwendige ärztliche Behandlungen des Kindes verweigert werden.

Wenn diese Fragen geklärt sind, ist es sinnvoll zu entscheiden, welche Form der Unterbringung in Frage kommt. Die folgenden Gesichtspunkte können als eine erste Orientierung dienen:

Familienpflege ist in der Regel indiziert bei:

- Säuglingen, Kleinkindern, Vorschulkindern
- Kindern (bis unter 10 Jahren) mit langfristiger Fremdunterbringungs-Perspektive
- Kindern, die eine intensive, kontinuierliche Einzelförderung bzw. -pflege brauchen.

Heimerziehung bzw. andere stationäre Formen der Erziehungshilfe sind in der Regel indiziert bei:

- Geschwistergruppen, es sei denn, es findet sich eine besondere dafür geeignete Pflegestelle
- älteren Kindern (älteren Schulkindern/ Jugendlichen/ jungen Erwachsenen)
- Kindern, deren Probleme nur im Kontext einer Gemeinschaft bzw. mit einer besonderen fachlichen Hilfe (durch in der Regel mehrere Fachkräfte) bewältigt werden können.

Die hier formulierten Standards lassen sich am besten anwenden, wenn die Fachkräfte im Team arbeiten und zu ihrer Unterstützung auf eine Supervision von außen zurückgreifen können. Sie gelten weniger als absoluter Anspruch sondern sollen vielmehr als Fragestellung und Orientierung für die fachliche Bemühung verstanden werden, umsetzbares Handlungswissen zu entwickeln, das uns befähigt, schwierige Konflikte und Krisen, die das Wohl eines Kindes gefährden, besser zu bewältigen.

Marion-Vera Eckey¹

Arbeit mit traumatisierten Klient(inn)en in der Beratung

Einleitung

Psychotraumata begegnen den Mitarbeiter(inne)n von Beratungsstellen häufig verdeckt und eher indirekt. Zu Beginn der Beratungssituation sprechen Klientinnen und Klienten selten über traumatische Erfahrungen bzw. ihre Schwierigkeiten mit extremen Erlebnissen. Die Einstiegsthemen beinhalten häufig andere Problematiken (z. B. Beziehungsschwierigkeiten, depressive Verstimmungen, Ängste, psychosomatische Störungen, Arbeits- und Leistungsstörungen). Mit zunehmenden Vertrauen eröffnen die Klient(inn)en ihr eigentliches Anliegen und konfrontieren die erstaunten Berater(innen) mit früheren oder aktuellen traumatischen Erfahrungen und deren Folgen.

Wie können die Mitarbeiter(innen) der Beratungsstellen mit dieser Problematik angemessen umgehen?

Fragen nach der Definition bzw. Diagnostik traumatischer Störungen, dem effektiven Umgang mit Traumatisierungen in der Beratung, der Gestaltung des Settings und auch der Grenzen eigener beraterischer Möglichkeiten sowie Psychohygiene und die Vermeidung eigener sekundärer Traumatisierungen stehen dabei im Vordergrund.

Geschichtliche Hintergründe

Vor über 100 Jahren begann man erstmals systematisch mit der Erforschung traumatischer Ereignisse. Neben der Beschäftigung mit der Hysterie durch Charcot, Freud und Janet - letztere sahen die betroffenen Frauen als Opfer familiärer und sexueller Gewalt - gaben die militärischen Auseinandersetzungen des 20. Jahrhunderts Anlass (Erster und Zweiter Weltkrieg, Koreakrieg, Vietnamkrieg), sich verstärkt mit den Folgen psychischer Traumata auseinander zu setzen. Die Aktivitäten der Frauenbewegung zum Thema Gewalt gegen Frauen brachten die Problematik Anfang der 70er Jahre ins öffentliche Bewusstsein.

Traumatische Ereignisse reichen also von einzelnen Gewalttaten, individuellen Erlebnissen über kollektive Katastrophen bis hin zu institutionalisierter, struktureller und staatlicher Gewalt.

¹ Marion-Vera Eckey, Diplom-Psychologin, Leitende Psychologin der Klinik Flachsheide, Bad Salzuflen; Praxis für Psychotherapie, Bielefeld; Dozentin am Psychotherapeutischen Lehrinstitut, ZAP, Bad Salzuflen; Trainerin für Notfallpsychologie und Traumacoaching; Ausbildung in tiefenpsychologisch fundierter Psychotherapie, Hypnotherapie, EMDR, Psychodrama

Posttraumatische Belastungsreaktion - normale Reaktion auf unnormale Situationen

Ein Psychotrauma ist definiert als ein Ereignis außerhalb der üblichen menschlichen Erfahrung. Es stellt ein äußeres, gewaltsames bzw. bedrohliches Ereignis dar, das den Reizschutz einer Person durchbricht. Das Trauma kann als überwältigend auf das Opfer wirken, es hilflos machen, mit aversiven Erlebnisinhalten überfluten und sein Sicherheitsgefühl nachhaltig stören.

Traumatisierte Menschen reagieren auf eine intensive Bedrohung eigener physischer/psychischer Unversehrtheit (oder der anderer Personen) mit Gefühlen von Angst, Ohnmacht und Entsetzen. Traumatische Ereignisse drängen dem Betroffenen ihre fremden Strukturelemente auf und überfordern die individuellen Mechanismen der Stressbewältigung. Die neueren Forschungsergebnisse postulieren eine Blockierung der intrapsychischen Informationsverarbeitung auf neurophysiologischer Ebene mit massiven Auswirkungen für kognitive und emotionale Prozesse.

Traumatische Störungen

Die Formen der Gewalt, die hier aus therapeutischer Perspektive betrachtet werden, erzeugen bei den Betroffenen häufig unterschiedliche Störungsmuster, die seit 1980 durch die American Psychiatric Association definiert werden. Dazu gehören akute Belastungsreaktionen, posttraumatische Belastungsstörungen, Anpassungsstörungen, aber auch komplexe posttraumatische Störungen mit dissoziativer Symptomatik.

Kennzeichen für die Traumafolgen sind spezifische Symptomenkomplexe:

- Intrusionen (Wiedererleben der Situation durch bedrückende Erinnerungen, Alpträume, Flashbacks)
- Meideverhalten (Vermeiden von Situationen und Reizen, die an das Trauma erinnern; Erstarrung, Interessenverlust, Einschränkung der Reaktionsfähigkeit)
- Dissoziationen (Begrenzte Erinnerungslücken, Ausblenden von Umwelteinflüssen, Amnesie)
- Übererregbarkeit (Erhöhtes Erregungsniveau, Schlafstörungen, Panikattacken, vegetative Reaktionen und Reizbarkeit)

Als Auslöser traumatischer Störungen gelten:

- unmittelbare Erfahrung einer persönlichen Bedrohung
- beobachten der Schädigung anderer
- die Nachricht, dass Freunde oder Familienangehörige betroffen sind

Differentialdiagnostisch sind posttraumatische Störungen abzugrenzen gegen:

- Angststörungen

- Depressionen
- Pathologische Trauerreaktionen
- Anpassungsstörungen

Hier ist eine saubere Diagnostik wichtig, eine Orientierung an den posttraumatischen Leitsymptomen gegenüber einer Abgrenzung gegen eher "neurotische" intrapsychische Konflikte. Eine genaue Betrachtung des jeweiligen Einzelfalles hilft, ein passendes Behandlungs/Beratungssetting zu finden und den Betroffenen gerecht zu werden.

Traumakategorien

Ob sich nach einer Gewalterfahrung eine traumatische Störung manifestiert oder nicht, hängt von unterschiedlichen psychischen, sozialen und kulturellen Schutz- bzw. Risikofaktoren ab: Zu den **Risikofaktoren** zählt man Isolation, negatives Selbstbild, vorherige Traumatisierung, mangelhafte Coping-Strategien.

Schutzfaktoren beinhalten intakte Sozialbeziehungen, Aktivität, effektive Coping-Strategien, guter sozioökonomischer Status, soziale Kompetenzen, Probleme als Herausforderung zu sehen.

Ereignisfaktoren sind Schwere bzw. Art des Traumas, real vorhandene Kontrollmöglichkeiten.

Generell klassifiziert man Traumata in kurz dauernde, einmalige Ereignisse (Typ-I-Trauma). Dazu gehören Naturkatastrophen, technische Katastrophen, Unfälle, einmalige kurz dauernde Gewalterfahrungen.

Länger dauernde, chronische traumatische Ereignisse (Typ-II-Trauma) sind chronische sexuelle oder körperliche Misshandlungen, familiäre Gewalt, Geiselnahme, Folter, Krieg, Gefangenschaft.

Weiterhin kann man Ereignisse in personale Traumata und in apersonale Traumata unterteilen.

Personale Gewalt, die länger andauert, hat meist extreme und chronische posttraumatische Störungen zur Folge.

Verlauf und Spezifität chronischer Traumata

Der mögliche Verlauf einer posttraumatischen Störung lässt sich folgendermaßen beschreiben: Während und direkt nach einem traumatischen Ereignis reagiert jeder Mensch mit Erschrecken und Erschütterung, die in Intensität und Dauer unterschiedlich sein können. Aber bereits in der peritraumatischen Phase gibt es Reaktionen, die auf Schwierigkeiten bei der Verarbeitung und Anpassung hindeuten. Dies sind z. B. besonders starke und anhaltende Übererregung und verstärkt dissoziatives Erleben.

Diagnostisch unterscheidet man:

- Innerhalb des ersten Monats - akute Belastungsreaktion,
- bis drei Monate - Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS),
- länger als drei Monate (möglicherweise mehrere Jahre) - chronisches PTBS.

Bei einem substantiellen Anteil der Personen, die in die Beratung kommen, ist damit zu rechnen, dass sie schwere chronische Traumatisierungen zu verarbeiten haben. Dabei steht die klassische PTBS-Symptomatik eher nicht im Vordergrund. Beschwerde und Ereignisse werden aufgrund von Tabuisierung und/oder innerer Abspaltung des Erlebten nicht erinnert und nicht berichtet.

Übereifrige Diagnostik und insistierende Interviews in der ersten Sitzung sind dann kontraindiziert, da die Klient(inn)en oft nicht in der Lage sind, die traumatischen, teils schambesetzten Erinnerungen zu diesem Zeitpunkt auszuhalten. In der Beratungssituation ist Erfahrung und Empathie gefragt, um nicht wieder Gefühle von Machtlosigkeit und Grenzverletzungen auszulösen und damit die Betroffenen zu retraumatisieren.

Beratung oder Psychotherapie?

Klient(inn)en, die Kontakt zu einer Beratungsstelle bzw. zu einem Therapeuten/einer Therapeutin aufnehmen, erwarten Hilfe. Beraterische Arbeit und längerfristige psychotherapeutische Behandlung sind hierbei unterschiedliche Angebote. Selbstverständlich ist in Beratungsstellen Psychotherapie integriert, aber ein Großteil der geleisteten Arbeit unterscheidet sich von einem klassischen psychotherapeutischen Setting in Vorgehensweise und Zielsetzung.

Die Beratung unterscheidet sich von Psychotherapie u. a. durch:

- Kürzeren Zeitraum (selten über 10 bis 20 Stunden)
- Stärkere Fokussierung und Themenzentrierung versus ausführliche biografische Arbeit
- Zielorientierte Kontraktbildung versus Arbeit mit Übertragung und Gegenübertragung
- Hohe Aktivität des Beraters/der Beraterin
- Erhalt der Selbständigkeit und Verantwortungsübernahme der Klientin/ des Klienten in hohem Maße
- Klare Umsetzbarkeit in der Alltagsrealität

Beraterische Arbeit ist relativ kurz, punktgenau, konkret, aktiv und ressourcenorientiert. Ziele sind Stabilisierung, Wiedererlangung der Kontrolle über das eigene Leben, einer Verbesserung der Flexibilität und Kreativität beim Finden von Lösungen und das Umsetzen von Teilzielen.

Allgemeine Grundlagen der Traumarbeit

Traumarbeit verläuft generell in 3 Phasen:

1. Stabilisierungsphase

Dabei ist es wichtig, den Klient(inn)en reale und emotionale Sicherheit zu vermitteln, konkrete Unterstützungsangebote zu machen und erste Stabilisierungstechniken anzubieten. Ziel ist hierbei der Aufbau der Beziehung, Schutz für die Betroffenen und Erlangung von Stabilität. Gleichzeitig sollte über mögliche Ziele der Beratung reflektiert werden.

2. Phase der Annäherung / Traumarbeit

Dabei spielt der Umgang mit dem erinnerten oder vermuteten Trauma eine wesentliche Rolle. Neben Informationen über Traumata (Psychoedukation) geht es vordringlich um Stressbewältigung, Distanzierung von erlebten bzw. inneren Bildern und Einüben hilfreicher Verhaltensweisen. Unter besonderen Umständen kann auch traumatisches Material angesehen und bearbeitet werden.

3. Integrationsphase

Dabei wird im beraterischen Setting Gelerntes in den Alltag transferiert. Integration geschieht auch in der zweiten Phase, beispielsweise bei der Überprüfung der Teilziele. Der Fokus liegt bei der Integration auf gegenwarts- und zukunftsgerichteter Arbeit, dem Festigen der wiedergefundenen Funktionsfähigkeit und dem Abschluss der Beratung.

Prioritäten im Umgang mit Traumatisierten

Bei der Gestaltung des Settings zu Beginn der Beratung ist zu achten auf:

- Herstellung einer vertrauensvollen Arbeitsbeziehung
- Sorgfältige Diagnostik zur Abklärung des weiteren Vorgehens
- Vermeiden von Stigmatisierung
- Information über traumatische Ereignisse/Psychoedukation

Zu beachten bei der Wahl der Vorgehensweise und Methoden:

- Beachtung der aktuellen Lebensumstände (weitere Belastungen?)
- Nutzung des persönlichen Bewältigungsstils (Verdrängen vs. Durcharbeiten)
- Realistische Einteilung des Zeitrahmens

Ziele der traumaorientierten beraterischen Arbeit:

- Schaffen von realer und emotionaler Sicherheit
- Reduktion der Intensität des Erlebten auf ein erträgliches Maß
- Hilfestellung beim Erlernen von effektiven Techniken (Stabilisierung, Distanzierung, imaginative Techniken)
- Stärkung der vorhandenen sozialen Netzwerke (Familie, Freunde)

- Einsatz strategischer Interventionen (ressourcenorientiertes Arbeiten, Trau-
mabewältigungstraining, Krisenintervention)
- Integration des Erarbeiteten in den Alltag der Klient(inn)en

Traumaorientierte Beratung

Heute liegen klare Erkenntnisse darüber vor, wie man mit Klient(inn)en nach einem traumatischen Ereignis angemessen umgehen sollte. Da auf den ersten Blick nicht unbedingt klar ist, um welchen Typ und Grad von Traumatisierung es sich bei der Klientin/ dem Klienten handelt, ist es nötig, eine Abklärung des Anliegens und der individuellen Situation anzubieten. Das heißt zum einen die Klientin/ den Klienten dort abholen, wo sie/er zur Zeit steht, aber gleichzeitig eine erste diagnostische Klärung vornehmen.

Kern der Beratung ist zum einen die Unterstützung bei positiven spontanen Heilungsverläufen nach einer traumatischen Erfahrung, zum anderen Stabilisierungsarbeit und das Finden von Lösungsmöglichkeiten. Dabei werden die traumatischen Erfahrungen eher nicht systematisch durchgearbeitet. Die Beratung beruht auf den Prinzipien und Standardinterventionen der ressourcenorientierten Traumabehandlung. Bieten Klient(inn)en von sich aus traumatisches Material (Szenen, intrusive Erinnerungen) an, so wird der Prozess der "Traumabetrachtung" emphatisch und stützend begleitet, jedoch nicht gezielt gefördert und verstärkt. Primär geht es darum, den Umgang mit traumatischen Erfahrungen zu erleichtern und handhabbar zu machen.

Traumaorientierte Beratung ist fokussiert auf die spezielle traumatische Erfahrung und bezieht biografische Hintergründe nur in Bezug auf ihre Rolle im Traumaerleben und den Folgeerscheinungen ein. Dabei wird auf Elemente, die die Konfrontation mit traumatischen Situationen und Affekten und das Durcharbeiten der selben beinhalten, eher verzichtet.

Neben der traumazentrierten Beratung liegt ein Schwergewicht auf Information der Betroffenen und psychoedukativer Maßnahmen. Die Erklärung eines Stressmodells und die Information über "normale" Reaktionen auf traumatische Erlebnisse und deren seelische und körperliche Folgen hilft dem Betroffenen, sich selbst besser einzuschätzen und ins Gleichgewicht zu bringen. Außerdem benötigen Klienten mit traumatischen Erfahrungen häufig Unterstützung bei alltäglichen Problemen (z. B. bei Kontakt mit Ämtern, der Polizei; bei Schwierigkeiten im Alltag, bei der Suche nach Selbsthilfegruppen oder Traumatherapie).

Die Zahl der Beratungsgespräche ist meist begrenzt. Dies wird am Anfang mit den Klienten abgesprochen und festgelegt; ebenso wie eine Umwandlung der Beratung in Behandlung, falls dies von den Symptomen her indiziert ist.

Die psychotraumatologische Fachberatung zielt ganz klar auf Diagnostik, Stabilisierung und Integration traumatischer Erfahrungen und ermöglicht im Bereich der

ambulanten Traumaversorgung eine frühe Weichenstellung für das weitere Prozedere. Dieses Arbeitsfeld verlangt daher nach qualifizierten und motivierten Mitarbeiter(inne)n.

Interventionsschritte und Methoden

Was aber können Berater(innen) im Einzelfall tun?

Die Beratungsarbeit mit Traumatisierten ähnelt in vielen Punkten der Krisenintervention. Im Folgenden wird detailliert dargestellt, welche Arbeitsschritte, Ziele und Interventionen dazu notwendig sind.

	Ziel der Klientin/des Klienten	Aufgaben des Beraters/ der Beraterin	Intervention/ Techniken
1. Schritt	<ul style="list-style-type: none"> - Kontakt und Unterstützung - emotionale Belastung verringern - Sicherheit erfahren - Information über Trauma erhalten - Abstand gewinnen 	<ul style="list-style-type: none"> - Aufbau einer vertrauensvollen Arbeitsbeziehung - Stabilisierung und emotionale Unterstützung - aktiv strukturieren - Schutz der Klient(inn)en - Schaffung einer angstfreien Situation 	<ul style="list-style-type: none"> - Stabilisierungstechniken (sicherer Ort, Tresor) - Psychoedukation zum Thema Trauma - Entspannungstechniken (Jacobson, Qi Gong)
2. Schritt	<ul style="list-style-type: none"> - über das Trauma sprechen, ohne in einen katastrophalen Gefühlszustand zu geraten - Selbstberuhigung erlernen - Erfahren von Solidarität durch die Beraterin/den Berater - Wiedererlangung von eigener Handlungskompetenz 	<ul style="list-style-type: none"> - konkrete Planung und Definition der Ziele - Ressourcenorientiertes Vorgehen - Überprüfen an welcher Stelle die Klientin/der Klient sich befindet - Vertraulichkeit garantieren - Problemlösungsstrategien bzw. Copingstrategien mit Klient(inn)en erarbeiten 	<ul style="list-style-type: none"> - zusätzliche Stabilisierungstechniken (Baumübung, Bildschirmtechnik) - Einführung kreativer Techniken (z. B. Gestaltung oder Maltherapie) - Unterstützung der Klientin/des Klienten bei konkreten Schritten - Hinlenken der Wahrnehmung auf eigene Fähigkeiten der Klientin/ des Klienten

3. Schritt	<ul style="list-style-type: none"> - Ich-Stärkung - Wiedererlangung der Selbstkontrolle - adäquate Umgang mit dem Erlebnis - Einfügen des Erarbeiteten in den Alltag 	<ul style="list-style-type: none"> - Förderung von Motivation und Eigenständigkeit - Unterstützung bei Alltagsanforderungen (z. B. Behörden) - Weiteres Vorgehen abklären (Kontakte halten bzw. herstellen, in Traumatherapie überweisen) 	<ul style="list-style-type: none"> - Einbeziehung der Partner und Familienangehörigen - Entwerfen zukunftsorientierter Szenarien ("Timeline") - Einüben erlangter Kompetenzen im Rollenspiel - Abschlussrituale finden
------------	--	--	--

Die genannten Interventionen und Methoden (beispielsweise Imaginationstechniken, hypnotherapeutische Ansätze, Entspannungstechniken, kreative gestalterische Methoden, Körpertherapie und EMDR zu Ressourceninstallation) gehören zum traumatherapeutischen Repertoire. Die Wirksamkeit dieser Verfahren ist zu einem großen Teil in unterschiedlichen Evaluationsstudien belegt. In teilweise modifizierter Form eignen sie sich sehr gut für die Beratungsarbeit, weil sie ressourcenorientiert, konkret, zielorientiert und von den Klient(inn)en leicht erlernbar und selbstständig durchzuführen sind.

Indikation und Kontraindikation

Der Begriff Psychotrauma umfasst unterschiedliche psychische Beeinträchtigungen durch extreme Ereignisse oder Erlebnisse. Trotz unterschiedlicher Intensität, Dauer oder Art der Traumatisierung finden sich bei allen Psychotraumata Ähnlichkeiten. Dennoch ist es in der Beratung notwendig, die Besonderheiten unterschiedlicher Traumaarten zu beachten. Damit die Klient(inn)en von der Beratung profitieren, muss diagnostisch abgegrenzt werden, ob neben der Traumatisierung noch weitere seelische Beeinträchtigungen vorliegen (Sucht, Persönlichkeitsstörungen, Psychosen etc.). In diesen Fällen ist u. U. eine konsiliarische psychiatrische Vorstellung angezeigt. Wichtig ist auch, ob es sich um ein Monotrauma, eine wiederholte Traumatisierung bzw. frühe und komplexe Traumata oder dissoziative Störungen handelt.

Je instabiler und belasteter die Klient(inn)en erscheinen, so strukturierter und stabilisierender muss die Vorgehensweise sein. Die Interventionen sollten den Klient(inn)en immer emotionale Sicherheit, Schutz und Entängstigung bieten und die Basis für das weitere therapeutische Vorgehen schaffen. Aufdeckende Verfahren oder Traumaexposition sind in diesem Fall kontraindiziert. In erster Linie benötigen die Klient(inn)en Verständnis und Unterstützung in ihren Bemühungen, sich dem Thema Trauma zu nähern.

Im Beratungsprozess müssen die Mitarbeiter(innen) flexibel auf die unterschiedlichen Bedürfnisse der Klient(inn)en reagieren, um den Betroffenen individuelle Entwicklungs- und Integrationsmöglichkeiten zugänglich zu machen.

Psychohygiene und sekundäre Traumatisierung

Berater und Beraterinnen, die mit traumatisierten Menschen arbeiten, laufen Gefahr durch die Konfrontation mit hochbelastenden Themen seelisch beeinträchtigt zu werden. Dieses Phänomen, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit, Angst, Ausgebranntsein, Wut, Schlafstörungen, Übererregung und psychosomatischen Störungen einher gehen kann, wird als sekundäre Traumatisierung bezeichnet. Das Trauma ist sozusagen "ansteckend".

Insgesamt sind Menschen, die sich mit der seelischen Gesundheit anderer befassen, oft besonders belastenden Anforderungen ausgesetzt. Um durch die Extremerlebnisse anderer nicht stellvertretend traumatisiert zu werden, muss dieses Problem präventiv angegangen werden. Es gilt, persönliche Strategien zu finden, mit den extremen Geschichten und Erfahrungen konstruktiv umzugehen. Die eigenen Ressourcen zu entdecken, zu verstärken und kreativ zu nutzen, steht dabei im Vordergrund.

Um Traumaarbeit zu machen, benötigt man die Fähigkeit, eigene Grenzen einzuschätzen und wahrzunehmen. Durch positive Grenzsetzung wird auch für die Klient(inn)en ein Modell geschaffen, das angemessenen Umgang mit den Traumata demonstriert. Neben der Arbeit mit den Klient(inn)en - die supervidiert werden sollte - ist es dringend notwendig, eine private Welt zu schaffen, in der ein "Kontrastprogramm" stattfindet. Entspannung und Erholung auf physischer, psychischer und sozialer Ebene, sowie kollegialer Austausch und Eingebundensein in ein professionelles Team verringern das Risiko von Überforderungssituationen und Burn-out. Psychohygiene für Helfer - vor allem in der Traumaarbeit - ist eine wichtige Voraussetzung, ohne die eine effektive Arbeit in diesem Bereich unmöglich ist.

Methoden der therapeutischen Arbeit mit gewalttätigen Männern

Seit vielen Jahren besteht an der Männerberatung Wien praktizierten Methodik der Arbeit mit körperlich gewalttätigen Männern großes Interesse. Wir erhalten Anfragen von Psychologiestudent(innen), Student(innen) von Sozialakademien, Beratungsstellen und einzelnen Therapeut(innen), die an einer Verbreiterung der theoretischen und/oder praktischen Kenntnisse interessiert sind (etwa weil sie ihre Diplomarbeit über das Thema schreiben wollen oder die Methodik in die praktische Arbeit integrieren wollen). Letztere suchen oft nach konkreten Handlungsanleitungen, Therapieschritten, Modellen, wie sie auch vor allem im anglo-amerikanischen Raum oft angeboten werden (z. B. CHANGE in Schottland).

Als ich vor ungefähr 15 Jahren in der Männerberatung erstmals einen Mann zu beraten hatte, der von der Partnerin wegen wiederholter Gewalttätigkeiten verlassen wurde, suchte auch ich nach Rezepten. In meiner Ausbildung zum Gestalttherapeuten hatte ich zwar über die Arbeit mit Gewaltopfern erfahren, aber (wie auch in anderen Therapieausbildungen üblich) wenig über den Umgang mit eigenen Gewaltanteilen. Ich verschaffte mir Informationen und erfuhr, dass in den USA (schon im Jahre 1984) 90 (sogenannte) Service-Centren und 16 verschiedene Methoden zur Arbeit mit Männergewalt existierten und dass auch in Europa einige Modelle entwickelt wurden. Ich probierte aus, integrierte Ansätze in meinen gewohnten Arbeitsstil, modifizierte und verwarf vieles wieder. Zudem war ich in viele Debatten über die Hintergründe von männlicher Gewalt (und die daraus resultierenden politischen Konsequenzen) involviert, meist mit Feministinnen und Mitarbeiterinnen von Opferschutzeinrichtungen, aber auch mit Kollegen der Männerberatung.

Mit der Zeit kam es zu einer Verschmelzung meines Arbeitsstiles als Gestalttherapeut und vielen, aus der Männer- und Gewaltforschung stammenden Ansätzen zur Arbeit mit gewalttätigen Männern.

In diesem Beitrag beschreibe ich die Charakteristika in der therapeutischen Arbeit mit körperlich gewalttätigen (schlagenden) Männern, versuche das theoretische Umfeld zu erörtern und zeige therapeutische Interventionen. Der Schwerpunkt liegt daher nicht auf der Beschreibung bestimmter Settings und Konzepten von "Täterarbeit", sondern konzentriert sich auf persönliche Erfahrungen, meinen Arbeitsstil und typische Phänomene in der Arbeit mit dieser Zielgruppe.

¹ Mag. Dieter Schmall, Psychologe, Psychotherapeut, Dipl.-Sozialarbeiter; Mitarbeiter der Männerberatung Wien, verantwortlich für das "Trainingsprogramm für Männer zur Beendigung von körperlicher Gewalt in Paarbeziehungen", Einzel- und Gruppenarbeit in Justizanstalten, Lehrtätigkeit an Sozialakademien, Propädeutika- und Erwachsenenbildungseinrichtungen.

Ursachen männlicher Gewalt

Die Gewaltforschung ist - im Vergleich mit der langen Geschichte männlicher Gewalt - eine extrem junge Wissenschaft. Trotzdem existieren mittlerweile annähernd zwei Dutzend Theorien zur männlichen Gewalt, die sich auf unterschiedliche Wissenschaftsbereiche - psychologische, soziologische, politische Erklärungsmodelle - beziehen, die aber auch in der Einzelwissenschaft selbst konkurrierende Deutungen anbieten. Aus diesen Deutungen haben sich unterschiedliche therapeutische Ansätze entwickelt. Doch obwohl in den Settings der einzelnen Gewaltprojekte große Unterschiede bestehen (manche Projekte sprechen nur Männer an, die "freiwillig" eine Veränderung suchen, andere arbeiten nur mit vom Gericht zugewiesenen Klienten; manche sind eng mit Opferschutzeinrichtungen vernetzt, andere arbeiten ohne Zusammenarbeit), sind bei genauerer Betrachtung die eigentlichen therapeutischen Konzepte sehr ähnlich. Oft sind die im englischsprachigen Raum verbreiteten "programs (for batterers)" von den (vor allem in Deutschland vertretenen) "Therapien von gewalttätigen Männern" in der Methodik kaum zu unterscheiden.

Vorweg möchte ich den theoretischen Hintergrund dieser therapeutischen Konzepte, nämlich die gängigsten Modelle zur Erklärung männlicher Gewalt kurz skizzieren:

a) Gewaltbereitschaft als Folge unterschiedlicher biologischer Voraussetzungen von Mann und Frau

In den aktuellen Arbeiten zur Ursache männlicher Gewalt finden sich immer wieder biologische bzw. verhaltensbiologische Erklärungsansätze. Im US-amerikanischen Sprachraum gilt der im Durchschnitt bei Männern höhere Testosteronspiegel als neben der Sozialisation relevante Einflussgröße weitgehend anerkannt, im europäischen Raum wird dieser Betrachtungsweise mit großer Skepsis begegnet. Als weitere biologische Ursache höherer Gewaltbereitschaft von Männern wird deren körperliche Überlegenheit genannt.

b) Gewalt als Folge der Abwertung des Weiblichen

Dieser Ansatz gründet sich auf den Sozialisationsbedingungen von heranwachsenden Männern. Mann-Sein bedeutet die Trennung von der Mutter und die Entwicklung einer eigenen Identität, die im Widerspruch zu den Eigenschaften der Mutter stehen muss. Daher werden weibliche Eigenschaften (und damit Frauen) abgewertet. Die latent vorhandenen (verbliebenen) Wünsche nach Verschmelzung und andere "unmännliche" Wünsche gefährden die mühsam, unter Verzicht erworbenene männliche Identität und müssen daher abgewehrt werden, auch mit Gewalt. Der Wunsch nach Aufgabentrennung, Dominanz, etc. entstammen dieser Notwendigkeit der männlichen Psyche.

c) Gewalt als Folge des Männlichkeitsideals

In Ergänzung zu diesen frühen Sozialisationszenarien wird in vielen Beiträgen der Männerliteratur Gewalt als Bestandteil von Männlichkeits(leit)bildern verstanden. Diese Leitbilder werden durch Erziehung und Medien geprägt und gelebt.

d) Gewalt als Folge des Scheiterns am Männlichkeitsideal

Das Männlichkeitsideal sieht Stärke, Entschlossenheit und Souveränität vor. Männer werden dann gewalttätig, wenn sie die Diskrepanz spüren zwischen den starren Vorgaben von Männlichkeit und der tatsächlich erfahrenen psychologischen Realität. Die Gefahr der Gewaltanwendung steigt in dem Ausmaß, indem die zugrunde liegende Ambivalenz unaushaltbar wird und der Mann die Kontrolle über die Beziehung zu verlieren scheint.

e) Gewalt als ein Versuch der symbolischen Selbstergänzung

Dieser von Wicklund und Gollowitzer (1985) geprägte Begriff führt das zuvor beschriebene Szenario weiter. Der in seiner Rolle verunsicherte Mann greift zur Gewalt als Versuch, Männlichkeit wiederherzustellen und zu demonstrieren.

f) Gewaltbereitschaft als Folge von gekränktem Narzissmus

Eine Reihe von Autor(innen), die ihre Wurzeln entweder in der Psychoanalyse und/oder in der Männerbewegung haben, bringen männliche Gewaltbereitschaft in Zusammenhang mit gekränktem Narzissmus. Als elementare narzisstische Kränkung wird die nur der Frau eigene prokreative Fähigkeit angesehen. Die Gebär- und Stillfähigkeit der Frau sei Ursache von Angst, Neid und Gewalt von Männern (Lerner, 1991). Weiters wird die stärkere sexuelle Potenz der Frau als Ursache der Destabilisierung des fragilen männlichen Selbst angesehen sowie die Angst des Mannes vor Verschlungenwerden und Ausgestoßenwerden.

Neben diesen universellen Kränkungen werden aber auch spezifische Entwicklungsbedingungen bei Männern für erhöhte Gewaltbereitschaft verantwortlich gemacht. Kohut (1973) stellt fest, dass es bereits bei geringfügigen Belastungen zu unkontrollierbaren und unverhältnismäßigen aggressiven bzw. destruktiven Reaktionen kommt, wenn die Entwicklung eines überwiegend positiven Selbstwertgefühls und eines stabilen Selbst nicht gelingt. Eine narzisstisch gekränkte Person sei nicht in der Lage, ihr Gegenüber als unabhängige und eigene Person wahrzunehmen und anzuerkennen. Aus dieser Verkennung der Eigenständigkeit und Unabhängigkeit des oder der Anderen wird das Recht zur Gewalt abgeleitet. Als Ursache für narzisstische Störungen bei vielen Männern verweist die Forschung auf das Fehlen geeigneter Identifikationsobjekte (Väter), auf Rollenverunsicherung oder auch auf Statusverlust, der sich in Feindseligkeit äußert.

g) Gewaltbereitschaft als Versuch der Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie

Dieses Erklärungskonzept basiert auf der These, dass die traditionelle Geschlechterasymmetrie - sei es in ökonomischer, politischer und kultureller Hinsicht - ins Wanken geraten sei und männliche Dominanz in Frage gestellt wird. Gewaltbereitschaft erscheint hier als Reaktion von Männern zur Wiederherstellung männlicher Dominanz. Diese ressourcentheoretischen Annahmen (Einbüßen von Verfügungsmacht über finanzielle Mittel oder andere Güter) werden häufig zur Erklärung von Gewaltanwendung herangezogen. Entwicklungen, Dauerzustände, Situationen, die in Beziehungen eine Verschiebung des Einflusses oder der Stellung von Männern zugunsten der Frau bewirken, führen zur Anwendung von Gewalt als einem strukturellen "Substitut für Mängel an verfügbaren Ressourcen". Gelegentlich wird physische Gewalt selbst als Ressource bezeichnet, die als eine öffentlich-legitimierte Männern vorbehalten ist.

h) Gewaltausübung aufgrund eigener Gewalterfahrungen

Nach einigen Untersuchungen (z. B. Rosenbaum/O`Leary/Daniel, 1981) üben Männer Gewalt gegenüber Frauen mit größerer Wahrscheinlichkeit aus, wenn sie entweder als Kind selbst geschlagen wurden oder die Gewalt des Vaters gegen die Mutter miterlebt haben. Im ersten Fall ist Gewalt ein Versuch, ein traumatisches Erlebnis zu reinszenieren und mit einem "positiven" Ausgang (Triumph) zu versehen. Die zweite These gründet sich auf verhaltenstherapeutische und soziologische Konzepte des Lernen am Modells. Demnach wird heranwachsenden Männern der gewaltvolle Umgang mit Frauen durch ihre Väter, aber auch durch ihre männlichen Bezugsgruppen gelernt.

Die These der Täter als (ehemalige) Opfer wird von einigen Autor(innen) explizit abgelehnt (Ringel E./Rosenmayr L., 1993).

i) Männliche Gewalt aufgrund von Stress und Überbelastung

Sozialstrukturelle Zugänge arbeiten (vor allem auf empirischem Wege) die Verantwortlichkeit von sozialen Kontexten und deren Auswirkung auf die Existenz von Beziehungsgewalt heraus. Arbeitslosigkeit, Arbeitsunzufriedenheit, schlechte Wohnverhältnisse, soziale Isolation, aber auch daraus resultierende, nicht zu befriedigende Erwartungshaltungen werden als hauptverursachende Faktoren für strukturellen Stress gesehen, der auf die Beziehungen umschlägt. Dieser Stress führe dann in gegebenen Situationen (kompensatorisch) zur Anwendung von Gewalt (Gelles R., 1977).

k) Männliche Gewalttätigkeit aufgrund fehlender Sanktionen

Die sozialen Kontrolltheorien gehen davon aus, dass gewalttätiges oder kriminelles Verhalten Bestandteil des menschlichen Verhaltens seien. Gewalt ist sozusagen

gen universal und wird als Mittel, Kontrolle über Mitmenschen zu erlangen, eingesetzt. Männer schlagen ihre Partnerinnen, weil es ihnen erlaubt ist.

Kulturanthropologische Studien zeigen, dass Gewalt zwischen Familienmitgliedern nicht vorkommt, wenn die Familien in Gemeinschaftshäusern zusammenleben (Godenzi, A., 1993). Wenn soziale Kontrollen fehlen (wie im privaten Raum der Familie) fällt es leichter, Kontrolle über andere Familienmitglieder auszuüben.

I) Systemtheoretische Ansätze zur Erklärung von Gewalt

In diesen Konzepten ist der Verursacher nicht der Mann, sondern das (Familien-) System. Beziehungsgewalt wird hier als gegenseitiger Prozess verstanden (interaction-model). Gewalt erscheint in diesem Kontext als korrigierende Handlung, um den Bestand des Systems aufrechtzuerhalten. Beispielsweise kann Gewalt gegen Kinder als Botschaft an den Partner verstanden werden (Cirillo S./Di Blasio P., 1992).

So wird deutlich, dass es sich bei männlicher Gewalt um ein Phänomen multifaktorieller Genese handelt. Welche Schwerpunkte meine therapeutische Arbeit kennzeichnen, wird im Folgenden deutlich werden.

Zielgruppe

Ich arbeite mit gewalttätigen Männern. Dies ist nicht selbstverständlich, denn manche therapeutischen Ansätze (etwa die "Mailänder Schule" - Cirillo/De Blasio, 1989) halten die systemische Arbeit mit dem Paar als zielführender als die Einzel- oder Gruppentherapie mit dem(n) Gewaltausübenden. Die Entscheidung, das Therapieangebot explizit an den gewalttätigen Mann zu richten, fußt auf meiner Erfahrung mit gewaltausübenden Männern. Ich habe noch nie ein Erstgespräch mit einem Klienten geführt, der nur ein einziges Mal gegenüber einer Frau gewalttätig war - in den allermeisten Fällen hatte der Mann auch in früheren Beziehungen Gewalt angewendet. Auch kriminalstatistisch ist Gewalt das Wiederholungsdelikt. Gewalt ist daher nicht Ausdruck der konkreten Beziehung, sondern ein Verhalten, das der Mann in die Beziehung miteinbringt.

Das andere, wichtige Motiv, zuerst mit dem gewalttätigen Mann zu arbeiten, entstammt der Erfahrung, dass das gewalttätige Verhalten auch im Kontext mit dem Phänomen männlicher Sozialisation gesehen werden muss (nach Abschluss der Einzel- oder Gruppentherapie wird oft auch Paartherapie empfohlen). Gewalttätiges Verhalten von Männern hat andere, spezifische Hintergründe und Ausdrucksformen. Daher ist geschlechtsspezifisches Vorgehen angezeigt. Für eine Veränderung des gewalttätigen Verhaltens ist der betreffende Mann verantwortlich und daher ist er der Adressat des Therapieangebotes.

Erstgespräch

Das Erstgespräch mit dem gewalttätigen Mann zielt darauf ab, die Einstellung, die Einsichts- und Reflexionsfähigkeit des Mannes in Bezug auf das gewalttätige Handeln zu ermitteln. Mich interessiert, inwieweit sich der Mann mit seinem gewalttätigen Verhalten auseinandergesetzt hat und wie er zum Zeitpunkt des Gespräches dazu steht, und nicht zuletzt, wie motiviert oder motivierbar der Mann hinsichtlich einer Therapie ist. Bedarf der Klient weiterer (etwa sozialarbeiterischer) Hilfen, übernimmt der sogenannte "Begleiter" diese Aufgaben. Die Therapie soll entlastet werden von "Sachproblemen", welche an den Begleiter oder an andere Beratungseinrichtungen delegiert werden.

Prävention weiterer Gewalttätigkeiten ("Erste-Hilfe-Koffer")

In dieser ersten Phase der Therapie suche ich mit dem Mann nach einer unmittelbaren Beendigung der Gewalthandlungen, insbesondere dann, wenn er weiterhin in Kontakt mit der Partnerin steht beziehungsweise mit ihr wohnt. Ich erforsche mit ihm die Anzeichen und Risikofaktoren einer steigenden Gewaltbereitschaft ("Warnleuchten"). Dies können physische (z. B. erhöhte Pulsfrequenz) oder emotionale Signale (Ärger, Wut) sein, ebenso die bisher typischen Orte und Zeiten der Gewalthandlungen, konfliktträchtige Themen, Alkohol, etc.

In der Arbeit mit gewalttätigen Männern bildet Awareness über die Erregungszustände des betreffenden Mannes die Grundlage für die weitere Arbeit. Diese Bewusstheit schließt naturgemäß körperliche Phänomene mit ein. So werden körperliche Anzeichen (erhöhter Herzschlag, Atem, Zittern) für gesteigerte Gewaltbereitschaft ausfindig gemacht, die Bewusstheit (Awareness) über die gewalttätigen Impulse und deren "Vorläufer" wird erhöht (Sensibilisierung für Erregungszustände).

Mit dem Erhöhen der Bewusstheit ist das Ziel einer unmittelbaren Beendigung der Gewalthandlungen aber noch nicht erreicht. Der Klient muss im Augenblick der Bewusstheit über Anzeichen von Gewalttätigkeit alternative Verhaltensmöglichkeiten zur Verfügung haben. Daher werden mit dem Klienten Strategien (Sicherheitspläne, Kontrollpläne) entwickelt, die den Mann befähigen sollen, entsprechende Maßnahmen zu treffen (z. B. das Verlassen der Wohnung).

Speziell folgende Strategien haben sich als erfolgreich erwiesen ("Erste-Hilfe-Koffer"):

- Vermeiden bestimmter Situationen: Der Mann nimmt die Bedeutung bestimmter Orte und Zeiten, die mit der Gewalt gekoppelt sind, wahr und meidet diese.
- Time-Out: Der Mann erkennt den kritischen Moment und verlässt die Situation - er verlässt das Zimmer oder die Wohnung, wechselt das Gesprächsthema, nimmt ein Bad, betreibt Sport, etc.
- Unterstützung durch Bekannte/Freunde: Der Mann nimmt im Falle einer drohenden körperlichen Auseinandersetzung mit einem/einer Bekannten oder

Freund(in) Kontakt auf (nachdem er dies zuvor mit den betreffenden Personen abgesprochen hat).

Jedenfalls versuche ich mit dem Klienten die Bedingungen ausfindig zu machen, die neuerliche Gewaltausübungen ausschließen. In einigen Fällen vereinbarte ich, dass der Klient die Partnerin (ihr Einverständnis vorausgesetzt) nur an öffentlichen Plätzen trifft bzw. den Kontakt für einen gewissen Zeitraum meidet.

In dieser Phase der Therapie wird der Hintergrund des gewalttätigen Handelns noch wenig beleuchtet, im Vordergrund steht die Prävention weiterer Gewalttätigkeiten durch Eigenkontrolle. Diese Phase dient auch dazu, einen guten Kontakt zum Mann herzustellen, Vertrauen zu gewinnen und für die weitere Arbeit zu ermutigen.

"Nebeneffekt" dieser Phase ist, dass der Mann nun begreift, dass er die Verantwortung über sein Verhalten trägt, während zuvor meist Rechtfertigen, Bagatellisieren und Verleugnen die Regel sind.

Wahrnehmungs- Perspektiven- und Grenzsetzungsebene

In der Therapie mit gewalttätigen Männern habe ich die Erfahrung gemacht, dass für eine langfristige Veränderung der Gewaltbereitschaft drei Reflexionsebenen, die der Wahrnehmungs-, Perspektiven- und Grenzsetzungsebene, besonders relevant sind. Der Klient erfährt sich und seine gewalttätigen Impulse (Wahrnehmungsebene), setzt sich mit der Erlebenswelt der Personen auseinander, die er bedroht bzw. verletzt (Perspektivenwechsel) und exploriert und verändert Grenzen im eigenen Verhalten (Grenzsetzungsebene).

Es zeigen sich Charakteristika in den von den Klienten eingebrachten Themen. Einerseits sind Themen, die typischen inter- und intrapsychische Konflikte wie auch das Verständnis von der Konstruktion der Geschlechterverhältnisse für das Verstehen von Hintergründe von Gewalt hilfreich, andererseits lassen sich diese Vorerfahrungen nicht linear auf die Psyche des gewalttätigen Mannes übertragen. Daher ist jede Gewaltausübung aus dem Feld heraus zu verstehen, in dem der Mann unter Einbeziehung seiner individuellen Biografie, der aktuellen sozialen Beziehungen und der Umwelt steht.

Grundsätzlich arbeite ich auch in der Therapie mit gewalttätigen Männern im Hier und Jetzt. So kann zum Beispiel für den Mann das Trennungserlebnis im Vordergrund stehen, ohne dass er eine Verbindung zum gewalttätigen Verhalten sieht. Dann wird es wichtig sein, den Mann durch den Trennungsschmerz zu begleiten, auch wenn das gewalttätige Verhalten vorerst nicht thematisiert wird. Jedoch soll das gewalttätige Verhalten nicht völlig im Hintergrund verbleiben, etwa wenn die Thematik für den Klienten zu schambesetzt ist. Entsteht bei mir der Eindruck, dass hinsichtlich des gewalttätigen Verhaltens wichtige Fragen vom Klienten ausgelassen werden, bringe ich diese ein bzw. thematisiere die Widerstände.

Rekonstruktion der gewalttätigen Episoden

In der Auseinandersetzung mit den Auswirkungen der Gewaltausübungen ist die Tendenz dominant, den Verlauf der Episode und die zugefügten Verletzungen zu bagatellisieren oder erst gar nicht darüber zu sprechen. Hierfür verantwortlich ist die Scham vor dem Therapeuten und dem eigenen Gewissen. Männer erklären sich und dem Therapeuten dann ihr gewalttätiges Handeln mit Alkoholeinfluss, Sinnesverwirrung (Blackout), usw.

In dieser Phase übernimmt der Klient keine Verantwortung über sein Handeln. Typische Aussagen sind: "Es ist mir passiert", "Ich habe irgendwie die Kontrolle verloren", "Der Alkohol macht aus mir einen anderen Menschen", "Sie hat mich soweit gebracht". Im therapeutischen Sinn handelt es sich hierbei um Verleugnung bzw. um Projektion der eigenen Verantwortung auf andere. Diese Projektionen der Schuld haben den Vorteil, dem Betroffenen vorübergehend Erleichterung zu verschaffen, aber sie berauben die Persönlichkeit der Ich-Funktionen des Kontakts, der Identifizierung und der Verantwortung (Perls 1947).

Hier ist eine Interventionsstrategie, den bzw. einen Augenblick der Gewalt zu rekonstruieren bzw. zu dekonstruieren, indem der Handlungsablauf gleichsam wie in Zeitlupe betrachtet wird. Durch wiederholte Bearbeitung der Momente, die dem gewalttätigen Akt vorausgegangen waren (vergleichbar mit einem Videorecorder in "Super-Slow-Motion") kann der Klient seinen Gefühlen und Impulsen gewahr werden. Wie im ersten Abschnitt der Therapie ("Erste-Hilfe-Koffer") wird hier die Selbstwahrnehmung gefördert; das Erleben wird nun aber weiter vertieft, so dass der Klient mit den spezifischen Gefühlen (insbesondere der Ohnmacht und das Streben nach Macht) und inneren Konflikten in Kontakt kommen kann.

T: Wollen Sie mehr darüber erzählen?

K: Wir stritten im Gehen und Renate wandte sich von mir ab und ging ständig ein paar Schritte vor mir. Ich wollte sie umarmen, aber sie wies mich zurück.

T: Was ging da in Ihnen vor?

K: Ich fühlte mich ungerecht behandelt. Jetzt spielte sie auch noch die Beleidigte.

T: Wenn Sie das erzählen, können Sie jetzt spüren, wie Sie sich fühlen, wenn Renate Sie zurückweist.

K: Ich fühle mich alleine und denke, sie wird mich jetzt verlassen.

T: Was erleben Sie, wenn Sie daran denken?

K: Ich werde ganz unruhig. Ich will alles unternehmen, um das zu verhindern.

Ich versuche also, den Klienten über eine vergangene Situation langsam mit seinem Fühlen im Hier und Jetzt in Kontakt zu bringen. Eine natürliche Reaktion auf

diesen, manchmal schmerzhaften, manchmal schambesetzten Prozess, ist Widerstand. Fragt der Therapeut zu früh oder vielleicht insistierend nach der "Wahrheit", wird der Widerstand massiv und kaum mehr auflösbar (wie ich in meinen ersten Therapien mit gewalttätigen Männern erfahren musste). Aus meiner heutigen Sicht ist es besser, vorerst auf eine genaue Rekonstruktion des Tathergangs zu verzichten, und stattdessen den Klienten über das vorhandene Material mit seinen Gefühlen in Kontakt zu bringen.

Trotzdem lässt sich Widerstand nicht vermeiden und ist für den therapeutischen Prozess von Nutzen. Eine Folge des Widerstandes gegen eine Weiterführung der inneren Auseinandersetzung mit dem gewalttätigen Handeln (und damit gegen den Therapeuten!) ist die Aufspaltung in "Gut und Böse". Der Klient projiziert dann die Schuldgefühle (den "Ankläger") auf den Therapeuten und verteidigt seine "Ehre", oder er macht reumütige Geständnisse und erwartet vom Therapeuten Vergebung. Diese Übertragung gilt es rückgängig zu machen:

T: Ich möchte Ihnen ein Experiment vorschlagen. Stellen Sie sich vor, Sie seien der Therapeut. Wie beurteilen Sie das Verhalten des Herrn X (Klient!).

K: Sie denken sicher, ich bin ein Mistkerl, dass ich auf ein kleines Kind einschlage.

T: Bleiben Sie bitte in der Rolle. Also: Der Herr X. ist ein Mistkerl, weil er auf ein kleines Kind einschlägt. Versuchen Sie es einmal direkt auszusprechen, als wären Sie der Therapeut.

K: Der Herr X ist ein arger Mistkerl.

T: Bitte sagen Sie das noch einmal.

K: (lauter): Der Herr X ist ein Mistkerl!

T: Jetzt würde ich doch gerne wissen, ob der Satz vielleicht für Sie stimmt. Sind Sie ein Mistkerl?

K: Ja..., ich weiß nicht.

T: Gibt es da noch einen anderen Teil in Ihnen, der sagt, so schlimm ist es ja nicht oder ähnliches. Können Sie den einmal sprechen lassen?

K: Ich wollte ihm ja nicht weh tun. Es hat mir ja dann leid getan.

T: Jetzt lassen Sie bitte wieder den anderen Teil sprechen. Was sagt der?

K: Du hättest es nicht soweit kommen lassen dürfen, du bist doch ein erwachsener Mensch.

T: Seien Sie wieder der andere Teil.

Somit hat der Klient, zumindest in diesem Moment, Verantwortung über sein Handeln übernommen. Er identifiziert sich nun mit den unterschiedlichen Motiven seines Selbst.

Nach meiner Erfahrung ist dieser Prozess aber mit einem Rollenspiel noch längst nicht abgeschlossen. Verantwortung zu delegieren ist der einfachste Weg und daher sehr verlockend.

Einfühlen in den Anderen (Perspektivenwechsel)

Oft zeigen sich Männer überrascht, dass (leichtere Formen von) Gewalt von der betroffenen Partnerin als bedrohlich, verletzend, demütigend erlebt wird. Dieser Umstand ist nicht nur mit Bagatellisierungen seitens der Männer zu erklären, oft fehlt auch die Empathie für die Situation der Betroffenen. In der Therapie mit gewalttätigen Männern versuche ich daher, das Einfühlungsvermögen des Klienten für die Situation des Anderen zu fördern. Hier verwende ich die Methode des Rollentausches:

K: Ich habe das Gefühl, meine Frau dramatisiert die Situation.

T: Vielleicht können wir mehr darüber erfahren, wie Ihre Frau diesen Moment erlebt hat. Ich schlage vor, dass wir sie hierher setzen. Setzen Sie sich bitte jetzt auf diesen Stuhl. Vergegenwärtigen Sie sich die Wesensmerkmale Ihrer Frau. Wie sitzt sie da? Was für Kleidung trägt sie? Was hat sie heute schon erlebt? Nun stellen Sie sich vor, Sie sind Ihre Frau. Schildern Sie den Streit aus ihrer Sicht, so als würde es eben jetzt passieren.

Manchen Klienten ist dieser Rollentausch nicht möglich oder es fehlt die Bereitschaft. Entweder weil sie sich emotional noch immer im Kampf mit der Partnerin befinden und nichts weniger wünschen, als den Standpunkt der Partnerin einzunehmen oder sie befürchten, dass sie so Details der gewalttätigen Episoden zugeben müssten, die bisher verschwiegen wurden oder sie sind mit Rollenspielen nicht vertraut und scheuen neue Erfahrungen.

In diesen Fällen kann eine Strategie sein, Erlebnisse aus der Biografie des Klienten, in denen er selbst Opfer von Gewalt wurde, zu rekonstruieren und die darin gebundenen Gefühle zu aktualisieren:

T: Herr X, ich würde gerne von Ihnen wissen, ob Sie schon einmal, vielleicht schon vor längerer Zeit, von jemandem bedroht oder geschlagen worden sind.

K: Na ja, in meiner Schulzeit, da gab es eine Bande von Schülern, die wollten mich verprügeln, weil meine Mutter dem Lehrer erzählt hatte, dass sie Messer besitzen.

T: Erzählen Sie ein bisschen mehr darüber...

Zu einem passenden Zeitpunkt versuche ich dann, eine Verbindung zu der eigenen Gewaltausübung zu schaffen:

T: Können Sie sich vorstellen, dass Ihre Partnerin Ihr Verhalten ähnlich erlebt, wie Sie sich damals gefühlt haben?

Natürlich unterscheidet sich jede Erfahrung von einer anderen, auch bestehen Verschiedenheiten in der Erlebenswelt von Mann und Frau. Oft kann sich der Klient aber an diesem Punkt über den Weg der Differenzierung in das Erleben der Frau (oder des Kindes) besser einfühlen.

War der Klient von körperlicher Gewalt noch nie betroffen, lassen sich in der Fantasie Situationen kreieren, in denen der Mann selbst Opfer von Gewalt wird.

Dieser provozierte Perspektivenwechsel bringt den Klienten jedenfalls mit eigenen Gewalterfahrungen in Kontakt.

Bearbeitung eigener Gewalterfahrungen

In der Gewaltforschung wird heftig darüber debattiert, welche Folgen am eigenen Leibe erlebte Gewalterfahrungen für das spätere Verhalten nach sich ziehen. Einer oft gehörten Theorie zufolge schlagen misshandelte Kinder als Erwachsene selbst zu. Den Hintergrund dieser (tiefenpsychologischen) Überlegungen bildet die Annahme, Gewalt sei ein Versuch, ein traumatisches Erlebnis zu reinszenieren und mit einem "positiven" Ausgang (Triumph) zu versehen. Ich halte diese Überlegung für hilfreich und es verwundert mich immer wieder, dass Männer ihre leidvollen Erfahrungen nicht auf ihr eigenes Handeln übertragen können. Sie haben keinen Zugang mehr zu den schmerzenden Erfahrungen der Kindheit. Allerdings sollte sich aus meiner Sicht der Therapeut nicht dazu verführen lassen, nach traumatischen Erlebnissen im Leben des Klienten zu suchen und bei Auffinden eines "Schlüsselerlebnisses" anzunehmen, der Mann würde nun nie mehr zuschlagen. Gewalt ist ein multifaktorielles Phänomen. Trotzdem gebe ich in der Therapie den eigenen Gewalterfahrungen viel Platz. Ich ermutige den Klienten zum Durchagieren (siehe Perls 1980) der eigenen Gewalterfahrungen.

Aus verhaltenstherapeutischer Sicht wird heranwachsenden Männern der gewaltvolle Umgang von ihren Vätern, aber auch durch ihre männlichen Bezugsgruppen gelehrt. In der therapeutischen Arbeit mit gewalttätigen Männern habe ich Bestätigung für diese Hypothese gefunden. Viele Klienten haben körperliche Gewalt des Vaters gegen die Mutter erlebt. Auch wenn der Vater die Mutter nicht geschlagen hat, erleben viele Söhne ihren Vater als bestimmend, kompromisslos, herrschend und übernehmen (mehr oder weniger bewusst) dieses Männerbild (und füllen damit z. B. ihre Rolle als Vater aus). Ebenso haben Normen und Werthaltungen, die aus Männercliquen (Schulfreunde, Stammtisch) vermittelt werden, großen Einfluss auf das Selbstverständnis als Mann und somit auf die eigenen Werthaltungen wie z. B. auf die Einstellung zur Gewalt.

Hier dient die Therapie dazu, Prägungen bewusst zu machen, Differenzierungen und Abgrenzungen zu ermöglichen.

Unterscheiden zwischen Aggression und Gewalt

Viele der Klienten, mit denen ich gearbeitet habe, verurteilen ihr gewalttätiges Handeln. Sie schlagen ihre Frau, vermeiden aber in anderen Situationen, etwa

am Arbeitsplatz, jeden Konflikt. Eine Schlägerei mit einem Mann ist für sie unvorstellbar, weil zu angstbesetzt. Sie sind sich kaum ihrer aggressiven Impulse bewusst und können kaum eine Verbindung zwischen dem gewalttätigen Handeln und ihrer Person sehen. Diese Männer versuchen nun, gleichsam als Eigen therapie, in der Beziehung zur Partnerin jegliche aggressive Impulse zu unterdrücken. Sie vermeiden jedes böse Wort und versuchen, Streitigkeiten auszuweichen.

Die Gefahr hierbei ist, dass der Groll kulminiert und eruptiv hervorbricht, wenn die Kontrolle über das eigene Verhalten nicht aufrechterhalten werden kann, etwa unter Alkoholeinfluss.

Die therapeutische Arbeit besteht darin, die aggressiven Impulse zu reintegrieren. Der Klient lernt zuerst, die aggressiven Impulse wahrzunehmen, dann, diese Impulse anzunehmen. Hier lasse ich den Klienten toben, schimpfen, schreien, weinen. Von großer Wichtigkeit ist mir aber die Reflexion dieser Erfahrungen auf dem Hintergrund der Folgeschäden, die das Ausagieren der aggressiven Impulse mit sich bringt. Der Klient soll sich im Umgang mit seinen aggressiven Impulsen entscheiden können, etwa zwischen: Ertragen der Spannung, Abfuhr der Spannungen durch körperliche Betätigung, Weinen, symbolisches Ausagieren, Sachbeschädigung, körperliche Gewalt gegen sich selbst und andere, etc._

Entwicklung situativer Ausweichmöglichkeiten, Setzen von Grenzen

In Interpretationen von gewalttätigem Handeln findet sich oft die Anschauung, dass Gewalt spontan und impulsiv sei und sich daher dem Willen entziehe. Die Antithese lautet, dass Gewalt als Instrument der Kontrolle geplant ist und daher keine emotionale Handlung sei. Hier erfolgt eine Aufspaltung von Spontanität und Absicht. In der Rekonstruktion der gewalttätigen Episoden zeigt sich: Gewalt ist gewollt und spontan und impulsiv.

Die inneren Spannungen werden ausagiert, anstatt sie zu ertragen; die Gewaltanwendung stellt einen Versuch dar, die eigene Verletztheit dem Anderen zuzufügen, Ohnmacht soll in Macht verwandelt werden. "Statt in die Schwäche zu explodieren und die Schwäche der Schwäche zu realisieren versuchen sie, die Schwäche zu vermeiden..." (Perls, 1980).

Ist der Klient in der Therapiesitzung mit seinen aggressiven Impulsen in Kontakt, können Möglichkeiten der Verarbeitung erprobt werden. Am Ende der Sitzung(en) versuche ich den Klienten zur kognitiven Verarbeitung seiner Erfahrungen anzuregen. So kann der Klient etwa ein Plakat erstellen, auf dem Möglichkeiten des Umgangs mit den aggressiven Impulsen aufgelistet werden.

Die gewaltvolle Handlung des Mannes ist eine Überschreitung der Grenzen der Frau bzw. des Kindes. Ziel auf dieser Ebene ist es, Grenzen im eigenen Verhalten zu ziehen, anstatt die Grenzen der Frau oder des Kindes zu manipulieren. Dies mag ungewohnt sein, denn für Männer gilt es oft, Grenzen zu überschreiten: berufliche Höchstleistungen, sportliche Rekorde, die eigene Angst überwinden.

Das Männermotiv "Leistung" kann aber auch ein Ansporn sein: Der Mann gibt sich Anerkennung, weil er sich nun zu beherrschen weiß.

Ich versuche in der Therapie möglichst genau die Grenzen, die der Mann zu setzen bereit ist, ausfindig zu machen. Ist er bereit, gänzlich auf körperliche Gewaltausübung zu verzichten, will er diese auch nicht weiter androhen, wie hält er es mit sprachlicher Gewalt? Und ich bin aufmerksam, dass es sich nicht nur um Lippenbekenntnisse handelt, die dazu dienen, sich und mich zu beruhigen.

Macht und Kontrolle

Oft sichert Gewaltausübung dem Gewaltausübenden Macht und Kontrolle, weil das Opfer in Angst und Unsicherheit gehalten wird (weil es jederzeit wieder passieren kann). Beachtet und thematisiert sollte daher auch der Gewinn, den der Mann aus seinem gewalttätigen Verhalten zieht.

Abhängigkeit in Beziehungen

Manchmal ist in Beziehungen das Bedürfnis nach Spiegelung sehr groß (in analytischer Terminologie: der Partner wird zum Objekt narzisstischer Besetzung). Man findet Wünsche nach Selbstergänzung und kindliche Wünsche nach Symbiose. Ihren Selbstwert beziehen die Männer mit diesem Beziehungsverlauf aus der ständigen Reflexion, Zuwendung und Bewunderung ihrer Frau. Meist handelt es sich um Männer, die von der Mutter nicht geliebt worden sind, oder die sich von der starken Bindung zur Mutter nicht lösen konnten. Die Beziehung zur Partnerin soll eigene Schwächen und Unvollkommenheiten beenden. Der Partnerin werden all jene positiven Eigenschaften zugeschrieben, die der Mann an sich vermisst. Es schwebt dem Mann dabei das Ideal einer "allumfassenden, alles verändernden Liebe" vor. Der Beginn der Beziehung ist von starken, euphorischen Gefühlen gekennzeichnet. Kaum besteht die Beziehung, ist die Angst vor dem Verlassenwerden ständig präsent. Misshandlungen geschehen hier typischerweise im Kontext "Eifersucht" mit eskalierendem und gefährlichem Verlauf bei realer Trennungsabsicht der Frau. Gewalt hat die Funktion, die Frau an sich zu binden und das Ausmaß an Intimität innerhalb der Beziehung zu kontrollieren. Vor allem Veränderungen der Intimität, über die der Mann keine Kontrolle hat, sind häufig von Gewalt begleitet.

Die therapeutische Arbeit besteht darin, die narzisstische Wunde heilen zu lassen, was naturgemäß viel Zeit in Anspruch nimmt. Die Projektionen werden durchgearbeitet; der Klient widmet sich seinem verunsicherten Selbst und kann sich mit der Zeit besser annehmen, sich vielleicht als liebenswert erfahren, was ihn von Bestätigung unabhängiger macht.

Einstellung gegenüber Frauen

Bei anderen Männern findet sich eine sehr funktionalistische Sicht und Erwartung an ihre Rolle sowie an die Rollen von Partnerin und Kindern. Ihre Lebensplanung ist bis ins kleinste Detail ausgefeilt. Die Frau soll nun genau in diesen Lebensplan

passen. Sie wird sozusagen hauptsächlich ihrer Funktionalität wegen gesehen. Die Bedeutung der Partnerschaft liegt darin, eigene Ziele (Haus, Wohlstand, Frau und Kinder) besser verwirklichen zu können. Die Annahme, die Frau sei dem Mann unterlegen, ist stark präsent. Die Überzeugung herrscht vor, ihre Frauen zu richtigem Verhalten "erziehen" zu können.

Der Mann wird gewalttätig, wenn Funktionen und Rollen nicht in der von ihm definierten Weise erfüllt werden. Entspricht er seiner Rolle nicht, kommt es zur Gewalt als "Kompensation eigener Schwäche". Kann die Frau ihren Funktionen nicht nachkommen, kommt es zur "Misshandlung im Kontext von Alltagskonflikten".

Diese stereotype Erwartungshaltung richtet sich auch an die Kinder. Kinder sind aber noch "unberechenbarer" als Erwachsene und es ergeben sich immer wieder Konflikte (Schule, Streit zwischen den Geschwistern, etc.). Der Vater fühlt sich in seiner Rolle dazu verpflichtet, "die Ordnung wieder herzustellen". Da es dem Mann aufgrund der Arbeitsteilung (er ist für das Einkommen, Frau für Haushalt und Kindererziehung zuständig) an Beziehung und Einfluss mangelt, kann er seine Ziele nur mit Gewalt durchsetzen.

Die therapeutische Arbeit besteht zum einen darin, die hinter dem starren Lebenskonzept verborgenen (emotionalen) Bedürfnisse bewusst werden zu lassen, zum anderen wird das Einfühlungsvermögen für die Bedürfnisse anderer Menschen gefördert.

Weitere Auseinandersetzung mit den Rollenbildern

Das traditionelle Rollenbild von Mann-Sein birgt Tendenzen zur Gewalttätigkeit in sich. Gewalttätige Männer erfahren in ihrem Verhalten durch dieses Rollenbild (und im Konkreten durch andere Männer) Unterstützung. Auch bietet das männliche Rollenbild viele Ingredienzen, die zur Überforderung führen können, sodass das alte Gleichgewicht nur wieder mit Gewalt herzustellen ist: Der Versuch, alles alleine lösen zu müssen, "über den Dingen zu stehen", der Anspruch auf Souveränität und stets wachsenden Erfolg.

Je starrer das Rollenbild, desto höher ist die Gewaltbereitschaft (wie z. B. eine Untersuchung mit Sandra Bem's sex-role-inventory test gezeigt hat). Je höher die Ambiguitätstoleranz ist, desto flexibler kann die Person auf bestimmte Situationen reagieren. Konkurrenz statt (auch!) Solidarität, egozentrisches Erfolgsstreben anstatt (auch!) Kooperation, Missgunst anstelle (auch!) Freude an Anderen schaffen einsame Menschen und bereiten den Boden für Gewalt (dies lässt sich anhand der Biografie des Briefbombenattentäters gut nachzeichnen). Ziel ist es daher, den Klienten mit seinem gesamten Spektrum an Emotionen in Kontakt zu bringen. Für die Arbeit mit Männern bedeutet dies oft, auch sogenannte "unmännliche" Gefühle zu reintegrieren, die oftmals an die Partnerin (bzw. an die Mutter oder andere Frauen) delegiert wurden: Verletzlichkeit, Abhängigkeit, Hingabe, Fürsorge, Affektivität. Dies ist für viele Männer schwierig, da sie erfahren mussten, für manche Gefühlsäußerungen belächelt, abgelehnt zu werden, als "Weichling", "Waschlappen", "Frau"(!) bezeichnet zu werden. Insuffizienzgefühle

von Männern lösen in der Regel solche Reaktionen bei mir nicht aus und das vermittele ich dem Klienten. Manchmal ist es dem Klienten dann möglich, sich auch auf diese "ungewohnten Gefühle" (die sonst schnell abgewehrt werden) einzulassen, zumindest im Kontakt mit dem Therapeuten.

Oft wird Männern in diesem Prozess bewusst, wie sehr sie sich von äußeren Normen und gesellschaftlichen Erwartungen steuern lassen, anstatt von inneren Eingebungen und Bedürfnissen. Wird dies im therapeutischen Prozess gewahrt, kann auch der Konnex zum gewalttätigen Handeln gesehen werden.

Typische Phänomene in der Arbeit mit gewalttätigen Männern

Besonderes Augenmerk richte ich in der Therapie mit gewalttätigen Männern auf die Motivation des Klienten. Oft ist die Beendigung des Gewalthandelns nicht das primäre Ziel des Klienten. Im Vordergrund steht dann, dass der Klient verhindern möchte, dass die Freundin/Frau sich trennt oder er will sie zur Rückkehr bewegen, indem er ihr verspricht, "sich zu ändern" und der Beweis dafür ist die begonnene Psychotherapie. Zuweilen brechen diese Klienten die Therapie ab, wenn die Freundin/Frau zurückkehrt oder sie das Gefühl haben, sich ihr "wieder sicher zu sein".

Skeptisch bin ich auch bei Klienten mit gesenktem Haupt, hängenden Schultern und mit leiser Stimme. Sie zeigen nur eine Seite. Die innere Spannung, die Wut auf die Frau/Freundin, die Fantasien, sich für die erlittene Demütigung des Verlassenwerdens zu rächen, werden verborgen, bleiben (vorerst) unreflektiert.

Manchmal sitze ich auch Männern gegenüber, die auf ihre inneren Konflikte fast nicht anders reagieren können als mittels nach außen gerichteter Aggression. Sie zeigen dieses Verhalten auch gegenüber dem Therapeuten. Sie versuchen den Therapeuten zu attackieren und zu manipulieren. Sie sehen in mir den Adjutanten der Frau (weil sie wegen ihr jetzt hiersitzen müssen). Sie erwarten, von mir für ihr gewalttätiges Handeln verurteilt zu werden. Sie rivalisieren mit dem Therapeuten, wollen über "Schuld" und "Wahrheit" diskutieren und aus diesem Kampf als Sieger hervorgehen.

Hierzu ein Beispiel aus einem Therapieprotokoll:

Herr K. klagt er über die Lebensgefährtin, die "so wenig auf seine Bedürfnisse eingeht". Immer wieder versucht er mich für Diskussionen über das Verschulden der Freundin und der Frauen im Allgemeinen zu gewinnen. "Laut einem Bericht der KRONEN ZEITUNG haben 17% der Männer in einer Umfrage angegeben, von ihrer Frau geschlagen worden zu sein. Es müsse doch etwas Wahres an den Witzen sein, in denen Frauen mit dem Nudelholz in der Hand auf ihre Männer warten".

Es bedarf einiger Erfahrung, dem standzuhalten und dies zugleich therapeutisch zu nutzen (z. B. Spiegeln seines Verhaltens, Auflösung der Übertragung, etc.) und es gelingt auch mir nicht mit jedem Klienten.

Das Trainingsprogramm für Männer zur Beendigung von Gewalt in Paarbeziehungen

Die internationalen Erfahrungen mit Gruppensettings zeigen, dass die Teilnehmer einander zur Offenheit auffordern, Strategien des Leugnens, Verdrängens und Bagatellisierens durchschauen und angreifen. Nicht nur der einzelne Mann erfährt seine Verantwortlichkeit, sondern alle Beteiligten erleben ihre Gesamtverantwortung als Männer für ihre Gewalttätigkeit (die zuweilen geäußerten Bedenken, die Gruppenteilnehmer könnten sich in ihrer Gewalttätigkeit bestärken, haben sich nicht bestätigt). Die Teilnehmer haben auch die Möglichkeit, in Krisen (die oft mit Veränderungen einhergehen) sich von anderen Männern Unterstützung zu holen. Die Isolation, die gewalttätiges Verhalten begünstigt, kann durchbrochen werden. Zugleich übt die Gruppe auch Kontrolle über das weitere (gewaltfreie) Verhalten des einzelnen Mannes aus. Daher ist Gruppentherapie in der Arbeit mit gewalttätigen Männern gut geeignet.

Seit dem Jahre 1999 führt die Männerberatung Wien im Auftrag des Bundesministeriums für Inneres das Trainingsprogramm für Männer zur Beendigung von gewalttätigem Verhalten in Paarbeziehungen durch. Die Betreuung der (Ex-) Partnerinnen der im Trainingsprogramm befindlichen Männer übernimmt (im Rahmen des "Unterstützungsprogramms für Frauen") die Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie Wien. Die Aufnahme in das 8-monatige Trainingsprogramm erfolgt sowohl über Zuweisung durch das Justizsystem (Staatsanwaltschaften, Gerichte) wie auch über eigene ("freiwillige") Anmeldung.

Mit der Gründung des Trainingsprogramms wurden neue Standards in der Arbeit mit gewaltausübenden Männern geschaffen, unter anderem schriftliche Verträge mit den Klienten, Informationsgespräche und Gruppenangebote für die Partnerinnen der im Trainingsprogramm befindlichen Klienten, eine ausgearbeitete Diagnostik und Evaluierung des Programms, etc. Durch die Unterstützung des Bundesministeriums für Inneres wurde es auch möglich, die Zusammenarbeit mit anderen staatlichen Institutionen auszuweiten (z. B. Übersendung der Protokolle der Polizei und Strafkate durch die Gerichte).

Im Hinblick auf das in Österreich 1997 installierten "Gesetz zum Schutz vor Gewalt in der Familie" (das die Wegweisung des Gefährders aus der Wohnung ermöglicht) bildet das Trainingsprogramm ein weiteres Puzzlestück einer möglichst umfassenden Gewaltprävention.

Zusammenfassung

Die Therapie mit gewalttätigen Männern durchläuft drei Stadien: Der Klient erfährt sich und seine gewalttätigen Impulse (Wahrnehmungsebene), setzt sich mit der Erlebenswelt der Personen auseinander, die er bedroht bzw. verletzt (Perspektivenwechsel) und exploriert und verändert Grenzen im eigenen Verhalten (Grenzzetzungsebene). Im Gewährsein der eigenen Bedürfnisse und im Annehmen der (Körper-)Grenzen anderer Menschen kann auf Manipulation, Macht, Herrschaft und Kontrolle verzichtet werden. Hierbei werden Fragen der Einstellung zur Ge-

walt sowie die Auseinandersetzung mit (starren) Rollenbildern besonders bedeutsam.

Als Instrumente eignen sich sowohl experimentelle Ansätze (Awareness-Übungen, Rollenspiele), die eine direktere, tiefere Auseinandersetzung (als bloßes Rationalisieren) bewirken somit Veränderungen schneller evozieren (weil neue Erfahrungen verändern), wie auch kognitive Elemente (zur Verarbeitung des Erlebten, zur Reflexion von Fragen der Einstellung zur Gewalt, zur Auseinandersetzung mit Rollenbildern).

Als konkrete Umsetzung wurde im Jahr 1999 das "Trainingsprogramm für Männer zur Beendigung von Gewalt in Paarbeziehungen" geschaffen, das die Männerberatung Wien in Zusammenarbeit mit der Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie Wien (als Opferschutzeinrichtung) durchführt.

Literaturverzeichnis

- Bierhoff, H.W., Wagner, U. *Aggression und Gewalt, Phänomene, Ursachen und Interventionen*, 1998
- Cirillo, S., Di Blasio, P. *Familiengewalt - Ein systemischer Ansatz*, 1989
- Dollard et al. *Frustration and Aggression*, 1939
- Finkelhor, D. et al *The dark side of families: Current family violence research*, 1983
- Geen, R.G., Quanty, M.B. *The catharsis of aggression: An evaluation of a hypothesis* in L. Berkowitz: *Advances in experimental social psychology*, 9, S.316-321, 1977
- Gelles, R. *No place to go: The social dynamics of martial violence*, 1977
- Hollstein, W. *Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer*, 1988
- Lempert, J., Oelemann, B. *...dann habe ich zugeschlagen - Männergewalt gegen Frauen*, 1986
- Kohut, H. *Narzissmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzisstischer Persönlichkeitsstörungen*, 1973
- Lerner, H.G. *Ursprünge der Frauenverachtung und des Neides auf Frauen*, 1974

- Strauss, M. *Sexuality, inequality, cultural norms an wife beating*, 1976
- Perls, F. *Ego, Hunger and Aggression*, 1947
- Perls, F. *Gestalt-Wachstum-Integration*, 1980
- Ringel, E., Rosenmayr, L. *Ursachen und Folgen von Gewaltanwendung gegenüber Frauen und Kindern: Studie des Bundesministeriums für Jugend und Familie*, 1993
- Rosenbaum, A., O`Leary Daniel, K. *Martial Violence: Characteristics of abusive couples*. J. of Consulting and Clinical Psychology 49, Heft 1, 1981
- Wicklund, Gollowitz *Konzept der Symbolischen Selbstergänzung*, 1985

Dr. Stefan Schumacher¹

Buchbesprechung:

Rosenberg, Marshall B., *Gewaltfreie Kommunikation* - Paderborn: Junfermann, 2001 - ISBN: 3-8738-7454-7

Zusammengefasst

Zum Thema Kommunikation gibt es auf dem Markt zahlreiche Bücher, die uns beibringen wollen, wie wir schlagfertiger werden und rhetorische Kniffe wirkungsvoll anwenden können. Das vorliegende Buch schlägt eine ganz andere Richtung ein: die einer gewaltfreien Kommunikation.

Das Modell selbst ist schnell erklärt: Im ersten Schritt geht es darum, das am Verhalten anderer wahrzunehmen, was unser eigenes Wohlbefinden gefährdet (z. B. Ignoranz, Unpünktlichkeit o. ä.). Dann gilt es zu analysieren, was genau wir dabei fühlen, um im nächsten Schritt unsere daraus entstehenden Bedürfnisse, Werte oder Wünsche zu erkennen. Abschließend steht an, diese als Bitte zu formulieren.

¹ Autorenhinweis siehe 2. Umschlagseite

Was sich hier in einem Absatz zusammenfassen lässt, füllt ein Buch mit über 200 Seiten. Und das deshalb, weil die Umsetzung alles andere als leicht ist. Bei der "gewaltfreien Kommunikation" geht es weniger um unsere Wahl der Worte als vielmehr um grundlegende Einstellungen. Die meisten von uns sind eine gänzlich andere Kommunikation gewöhnt, nämlich eine, die vor allem auf Durchsetzungsvermögen oder Überzeugungskraft basiert. Hier hingegen geht es um einen empathischen, also einen einführenden und mitfühlenden Umgang miteinander, der uns wirkliches Verstehen ermöglicht.

Wie das in der Praxis erreicht werden kann, beschreibt Marshall B. Rosenberg anhand von Erläuterungen und verschiedenster Fallbeispiele.

Sein sehr angenehm zu lesendes Buch ist mehr als ein Kommunikationsratgeber, denn es bietet Denkanstöße, die unsere Einstellung zur Kommunikation und zum Miteinander grundlegend positiv verändern können. Das Buch ist vorbildlich aufgemacht.

Marshall Rosenberg entwickelte die Gewaltfreie Kommunikation um Menschen zu helfen, aus Depressionen herauszukommen, für ihre Bedürfnisse einzustehen und das Herz der GesprächspartnerInnen anzusprechen. Er entdeckte in vielen Interviews und Studien, dass die herkömmliche Sprache den Menschen meist nicht ermöglicht, das zu erreichen, was sie wirklich brauchen. Seit mehr als 30 Jahren lehrt er nunmehr seine Methode der Gewaltfreien Kommunikation in über 30 Ländern. Mittlerweile gibt es viele Schulen, die die Gewaltfreie Kommunikation zu ihrer Grundlage erhoben haben, nicht nur in den USA sondern auch in Israel und Jugoslawien. Ansätze hierzu finden sich auch in Deutschland. Er unterrichtet LehrerInnen und AusbilderInnen der Erwachsenenbildung, Therapeuten und MediatorInnen. In Firmen und Krankenhäusern, in Gefängnissen und Militärschulen, bei der Polizei und in Kirchengemeinden, in Flüchtlingslagern, und wo immer die Gewalt so groß ist, dass Menschen ihn um Hilfe bitten, eröffnet er einen Weg zu nachhaltiger Verständigung.

Das Buch motiviert, diese Sprache zu lernen. Marshall Rosenberg weist darauf hin, dass dies eine natürliche Sprache ist, eine Sprache, die das Leben fördert, anstelle unserer häufig lebensentfremdenden Sprache. Die Gewaltaspekte unserer Sprache sind uns meist nicht bewusst. So geht Marshall Rosenberg auch auf die Hintergründe unserer Sprachkultur ein und weist auf Studien hin, die den Einfluss der Sprache auf die Bereitschaft Gewalt anzuwenden in der jeweiligen Kultur beschreiben.

Es wird Anstrengung erfordern unsere Gewohnheitsmuster zu verlernen. Doch wird sie belohnt durch das, was wir erhalten: Verständigung, die das tiefere Wesen in uns berührt.

Herausgegeben von

Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e.V.
Neumarkter Str. 84 c, 81673 München

Druck: Offsetdruck Bierl, 81543 München

Diese Veröffentlichung erscheint mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Sie ist einschließlich aller ihrer Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urhebergesetzes ist ohne Zustimmung der DAJEB unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.

Es ist deshalb nicht gestattet, diese Veröffentlichung ganz oder in Teilen zu scannen, in Computern oder auf CD's zu speichern oder in Computern zu verändern, es sei denn mit schriftlicher Genehmigung der DAJEB.

Einzelpreis dieses Heftes: EUR 6,- zzgl. Versandkosten